

Tabakanbau in Staffort, Stutensee & Europa



Gedenken an Arnold Hauck (1928-2020) &
zur Geschichte des Tabakanbaus in Stutensee

von

Manfred G. Raupp

Impressum

Teil I: Gedenken an Arnold Hauck, Ehrenbürger

Teil II: Zur Geschichte des Tabakanbaus in
Stutensee; aus „Duwaggbreche in Stutensee“ von
Arnold Hauck

Verfasser & Layout:	Manfred G. Raupp, Stutensee
Bilder-Archiv und Bilderrechte:	Beate und Manfred Ernst, Michael Gamer, Heinz Giraud, Heiner Joswig, Manfred G. Raupp, Wilfried Süß, alle aus Stutensee
Basis-Literatur:	Arnold Hauck: Duwaggbreche in Stutensee, Stutensee Heft 2, 2003
Lektorat:	Bernd F. Hauth, Dorothee G. Raupp, G. Erich Strobel Stutensee
Herausgeber:	Prof. Dr. Manfred G. Raupp, Stutensee Lörrach International e.V. Sept. 2020
Druck und Herstellung:	Schaltungsdienst Lange Berlin
ISBN:	978-3-945046-19-7
Schutzgebühr:	10 EUR

Vorwort

Als Cousin zweiten Grades habe ich mit Arnold und seiner Frau Gertrud in meiner Jugend viele gemeinsame Fahrten unternommen und mit unserer Familie viele gemeinsame Spielabende verlebt. Seine Schwester Frieda Hauck, später verheiratete Hauth, war eine meiner Patinnen. Unsere Familien haben immer die verwandtschaftliche Beziehung gepflegt. Im landwirtschaftlichen Umfeld wurden Gerätschaften gegenseitig ausgeliehen und das Fachgespräch zu Tabak gepflegt.

Als im Jahr 1960 die Blauschimmelkrankheit ausbrach, war in den betroffenen Familien Handlungsbedarf notwendig. Der damals jüngste Gemeinderat Stafforts Arnold Hauck erwog, Bürgermeister zu werden und wurde gewählt. Ich entschied mich damals für die Weiterbildung, was in der „Blauschimmel-Zeit“ sowohl für meine Eltern als auch für mich eine echte Herausforderung war.

Als Bürgermeister verhandelte Arnold mit der Firma Sämman erfolgreich zur Einrichtung einer Kiesgrube, die erstmals ausreichend Geld in die Stafforter Dorfkasse brachte, sodass dringend benötigte Investitionen, wie z.B. das Schulgebäude, in Angriff genommen werden konnten.

Nach der Gründung von Stutensee 1975 blieb er als Ortsvorsteher in Staffort tätig. Daneben war er Kreisrat im Landkreis Karlsruhe (FDP), wurde Vorstand und Geschäftsführer des Verbandes deutscher Tabakpflanzer und Vertreter Deutschlands in der Internationalen Vereinigung der Tabakanbauer UNITAB.

Sein Beitrag zur Heimatgeschichte „Duwaggbreche in Stutensee“ (2003) ist inzwischen vergriffen. Zusammen mit dieser Würdigung stellen wir eine überarbeitete Auflage seines Heftes mit neuer Bebilderung vor. Die übernommenen Ursprungstexte stellen die Situation 2003 dar.

Den im Impressum genannten Fotografen, Bilderarchivaren und Lektoren sei herzlich gedankt, ebenso den zahlreichen Ungenannten für die Bereitstellung von Materialien und Informationen. Frau Walburga Schwär vom Beratungsdienst-Tabakbau Baden-Württemberg danke ich für die aktuellen Informationen zum Tabakanbau.

Prof. Dr. Manfred G. Raupp Stutensee-Staffort, September 2020

Inhaltsverzeichnis	Seite
Arnold Hauck, engagierter Bürgermeister, Ortsvorsteher und Verbandsfunktionär	7
Zur Geschichte des Tabakanbaus in Stutensee; aus Duwaggbreche in Stutensee von Arnold Hauck	12
Tabakkonsum als Frage des Geschmacks	13
Herrschaftshäuser und Glaubensflüchtlinge als Förderer, Züchter und Pflanze in der nördlichen Oberrheinebene	15
Das Friedrichstaler Anbaugebiet	16
Erste Blütezeit im Tabakanbau	19
Klimatische Voraussetzungen für den Anbau	21
Angebaute Tabaksorten	23
Geschmacksfragen	26
Virgin-Tabak	27
Die Tabakpflanze, ihre Wirkstoffe und Verbreitung	28
Die Arbeitsbereiche	33
Anzucht von Tabakpflanzen	35
Vom Anzuchtbeet auf das Feld	39
Hacken und Pflegen	43
Künstlicher Regen zur richtigen Zeit	46
Krankheiten und Pflanzenschutz	47
Köpfen und Geizen	50
Der Tabak wird gebrochen	51

	Seite
Erst einfädeln, dann zusammennähen	57
So wurde der Tabak getrocknet	65
Aufbereitung des Rohtabaks für den Verkauf	69
Kriegszeiten	72
Tabakverkauf und Fermentation	74
Frankreich	75
Von der Willkür zum organisierten Verkauf	75
Tabakanbau in der DDR	81
Planungssicherheit und Kosten	82
Die Fermentation des Tabaks	85
Buchführung in schwerer Zeit	88
Der Tabakhandel in den vier Stadtteilen	91
Der Staat und der Tabak	93
Tabak und Werbung	94
Rückgang des Tabakanbaus in den Stadtteilen Stutensees	96
Der letzte Tabakbauer der Stadt gibt auf	102
Die letzten Büchenauer Tabakbauern	103
Situation des Tabakanbaus 2020 in Baden-Württemberg	106
Zu guter Letzt: Else Gorenflo: De Duwak	112
Verwendete und weiterführende Literatur	114

Verzeichnis der Tabellen	Seite
T1: Tabakanlieferung 1719	18
T2: Anbauflächen und Ernteerträge in elf Anbaugebieten Deutschlands	20
T3: Im Jahre 1937 belieferte Alfred Giraud Kunden mit Tabakpflanzen	39
T4: Tabakflächen in der Pfalz und in Nordbaden zwischen 1873 und 1903	77
T5: Tabaklieferanden an Fr. W. Hauck Staffort	79
T6: Aufwandliste der Elise Heidt Staffort 1949	88
T7: Arbeitsaufwand im Zeitvergleich der Jahre 1954/55 und 1976/76	91
T8: Arbeitsaufwand für 1,0 ha Tabak (Stunden/ha) im Jahr 2000	92
T9: Veränderungen der Tabakanbauflächen im Bereich der Unteren Karlsruher Hardt	97
T10: Veränderung des Tabakanbaus in den Ortsteilen Stutensees	97
T11: Verteilung der Betriebsgrößen nach Landwirtschaftlicher Nutzfläche (in %) im Jahr 1961	99
T12: Ertrag und Einnahmen aus dem Tabakanbau im Jahresvergleich	101
T13: Erntestufen im Tabakbau heute - Flue cured	110
T14: Kaufpreise nach Güteklassen	111
T15: Arbeitszeitbedarf für Virgintabak (hohe Mechanisierung)	111
T16: Leistungs-Kostenrechnung Virgin (Flue cured)	111

Arnold Hauck, engagierter Bürgermeister, Ortsvorsteher und Verbandsfunktionär

Arnold Hauck (* 28. Mai 1928 in Staffort; † 4. Februar 2020 in Staffort) war Landwirt, Gemeinderat und Bürgermeister von Staffort, 2. Vorsitzender der Einheitsgenossenschaft Raiffeisen Staffort, Aufsichtsratsvorsitzender der Raiffeisenbank Hardt, FDP Kreistags-Mitglied im Landkreis Karlsruhe, Gründungsmitglied des Obst- und Gartenbauvereins, des Vereins für Fischerei- und Gewässerschutz und Vorstand des DRK Ortsvereins sowie weiterer Vereine in Staffort, Vorstand und Geschäftsführer des Tabakanbauer-Verbands der Bundesrepublik Deutschland, Vorstandsmitglied des Transnationalen Verbands der Tabakanbauer UNITAB und des Beratenden Ausschusses zur Harmonisierung der Tabakanbaurichtlinien in der Europäischen Union sowie Ehrenbürger der Stadt Stutensee.



Elternhaus von Arnold Hauck in Stutensee-Staffort

Arnold Hauck wurde als drittes Kind des Landwirts Friedrich Wilhelm Hauck (1895–1948) und dessen Ehefrau Frieda Katharina, geb. Hauth (1894-1958) geboren. Sein Bruder Dr. Friedrich Wilhelm Hauck (1921-2003) war Diplomlandwirt und Entwicklungshelfer der FAO Rom, seine Schwester Frieda (1922-2007) mit dem Gärtner Willy Hauth verheiratet.

Arnold besuchte die Handelsschule in Karlsruhe und erwarb dort die mittlere Reife. Den Versuchen der Musterungsbehörden, ihn zur Waffen-SS zu zwingen, entging er durch den Sprung aus dem Fenster des Musterungsgebäudes. Er wurde zum Kriegsdienst in die Wehrmacht einberufen und geriet in Gefangenschaft.

Nach Krieg und Gefangenschaft absolvierte er eine Ausbildung zum Landwirt und übernahm nach dem Tod seines Vaters 1948 20-jährig den elterlichen Landwirtschaftsbetrieb. Im Jahr 1951 heiratete er Lina Gertrud, geborene Glaser, aus Staffort.



Gertrud und Arnold Hauck 2011

Die Familie Hauck war schon vor Arnolds Geburt mit dem Tabak verbunden. Aus Unterlagen des Familienarchivs geht hervor, dass die Familie schon Anfang des 20. Jahrhunderts als Tabakfermentationsbetrieb tätig war und bis 1948 tätig blieb. Der Bruder Dr. Friedrich Wilhelm Hauck promovierte in Hohenheim mit der Dissertation: „Untersuchungen über die Absatzverhältnisse inländischer Rohtabake und Möglichkeiten zu deren Förderung“ im Jahr 1952.

Seine Schwester Frieda kehrte mit ihrem Mann Willy Hauth aus der Textilindustrie Wuppertal zurück, um in Staffort Tabak anzubauen. Trotz vielfältiger Aufgaben blieben Arnold und Gertrud Hauck bis zuletzt 2019 mit einigen Pflanzen im Hausgarten dem Tabak treu.



Im Dorf Staffort war Arnold Hauck Gemeinderat von 1959 bis 1963, danach Bürgermeister-Amtsverweser (1963-1965) und Bürgermeister (1965-1975). Beim Zusammenschluss der Hardtgemeinden unterzeichnete Bürgermeister Hauck die Urkunde zur Gründung der Gemeinde Stutensee und amtierte anschließend als Ortsvorsteher von Staffort (1975-1985).



Die Stafforter Kiesgrube ist 15 ha groß und 17 Meter tief

Durch den Vertrag für eine Kiesgrube in Staffort konnte die finanzielle Voraussetzung für den Bau eines neuen Schulhauses geschaffen werden.



Das neue Schulhaus erhielt nach der Fusion auch noch eine Sporthalle

Arnold Hauck führte ein Leben für das Dorf Staffort, die Stadt Stutensee und den Tabakanbau in Deutschland und Europa. Er verstarb am 4. Februar 2020 und ruht in einem Ehrengrab auf dem Stafforter Friedhof. Seine Verdienste wurden bei der Trauerfeier mit zahlreichen Reden gewürdigt.



Ehrengrab von Arnold Hauck in Stutensee-Staffort.

Bekannte Vögte, Bürgermeister und Ortsvorsteher

Bekannte **Schultheißen** des Amtes Staffort: Martin Hofheintz (1549); Michael Taub (1563); Christoph Malsch (1582,1585); Remigius Ernst (1624); Johann Wilhelm Ernst (1672,1674); Hans Jacob Stober (1679,1680); Johann Peter Hecht (1695-1729); Martin Gamer (1743,1747); Johann Martin Hecht (1756, 1762,1768); Johann Adam Weidmann (1770-1794); Wilhelm Glaser (1796,1799,1802).

Bekannte **Vögte** ab 1803: Johann Martin Schaufler (1810,1819); Georg Wilhelm Stober (1823);

Bekannte **Bürgermeister** ab 1830: Martin Hager (1840,1843,1850); Glaser (1853,1854,1869); Julius Heidt (1871,1882); Weidmann (1883-1894); Wilhelm Kohler (1895-1903); Albert Wilhelm Gamer (1904-1925); Hermann Hauth (1925-1930); Karl Wilhelm Heidt (1931-1936); Karl Beideck (1937-1945); Andreas Meier (1946-1948); Peter Jung (1948-1955); Oskar Hauck (1955-1965); Arnold Hauck (1965-1975)

Mit der Bildung der Gemeinde Stutensee 1975 hatte Staffort **Ortsvorsteher**: Arnold Hauck (1975-1985); Philipp Heidt (1985-1989); Heinrich Sickinger (1989-2004); Ludwig-Wilhelm Heidt (seit 2004)

Weitere Informationen zu Staffort und Stutensee speziell zur Situation Tabakanbau findet sich im Anschluss als überarbeitete Ausgabe des Heftes von Arnold Hauck „Duwaggbreche in Stutensee“ jetzt als „Tabak in Stutensee“

Zur Geschichte des Tabakanbaus in Stutensee; aus Duwaggbreche in Stutensee von Arnold Hauck

Die erste Auflage des Büchleins war das Ergebnis enger Zusammenarbeit zwischen den Mitgliedern der Gruppe „Generationenübergreifende Projekte“ der lokalen Agenda 21 in Staffort.

Arnold Hauck war für Text und Inhalt verantwortlich. Er hat als langjähriger Vorsitzender des Deutschen Tabakbauverbandes mit seinem Wissen und seiner Bibliothek Wesentliches zu dieser Arbeit beigetragen. Wilfried Süß und Heiner Joswig waren für das Bildmaterial der ersten Auflage verantwortlich.



Tabakfeld im Gewann „Auf dem Berg“ mit Blick zur Stafforter Kirche

Anmerkung zur Neuauflage: Die Gliederung und der Text der ersten Auflage wurden weitgehend übernommen und beschreiben die Situation 2003. Die Bilder und Dokumente wurden teilweise durch Ansichten aus der Stafforter 900-Jahrfeier ausgetauscht oder ergänzt.

Ein zusätzliches Kapitel zum Stand des Tabakanbaus 2020 wurde mit Hilfe von Frau Walburga Schwär vom Beratungsdienst Tabakbau Baden-Württemberg erstellt.

Die Arbeit fasst das Wissen zusammen, das in Form von Kenntnissen, Dokumenten, Bildern und Erinnerungen um 2020 vorhanden waren. Damit gibt sie einen guten Einblick in die Lebensverhältnisse derer, die durch das Tabakgeschäft und ihrem unermesslichen Fleiß zum Wohlstand ihrer Familie und damit auch der Stadt Stutensee beigetragen haben.

Die Arbeit zeigt, dass der Tabakanbau in seiner mehr als 300-jährigen Geschichte zahlreiche Spuren hinterlassen hat, dass seine Zeit in Stutensee aber beendet ist. Dieser Prozess der Veränderung wird beschrieben und gewürdigt. Ein Blick nach Baden-Württemberg insgesamt gibt die Möglichkeit, Entwicklungstendenzen des verbliebenen Tabakanbaus zu verstehen.

Tabakkonsum als Frage des Geschmacks

Als Kolumbus 1492 Amerika entdeckte, ahnte in den Dörfern der Hardt, den heutigen Stadtteilen von Stutensee, wohl niemand, welche Auswirkungen dieses Ereignis auf das Leben in den Hardtgemeinden haben würde. Die Entdecker Amerikas hatten nämlich, neben vielen neuen Pflanzen, den Tabak kennengelernt. Neugierig, wie die Menschen nun einmal sind, haben sie das Rauchen probiert und übernommen. Nachdem die Seefahrer Samen dieser Pflanze mit nach Europa gebracht hatten, wurde der Tabak beinahe 200 Jahre lang ausschließlich als Arzneipflanze angebaut und verwendet. Es war der französische Gesandte in Portugal, Jean Nicot, der den Tabaksamen verbreitete, daher der Name „Nikotin“ für den wichtigsten Inhaltsstoff der Pflanze.

In Deutschland soll der erste Tabak, so eine Urkunde aus der Pfalz, im Jahr 1573 im Pfarrgarten von Hatzenbühl, etwa zwischen Karlsruhe und Landau im damaligen Bistum Speyer gelegen, angebaut worden sein. Überhaupt waren die ersten Tabakpflanzen in botanischen Gärten zu bewundern, die während der Entdeckung der Welt in allen Ländern Europas angelegt wurden, um exotische Pflanzen verschiedenster Art, darunter auch zahlreiche Blumenstauden, Sträucher und Bäume näher kennen zu lernen. Bekanntlich gehörten zu den Pfarreien nicht nur das Pfarrhaus, sondern auch der Pfarrgarten, und die Geistlichen waren oft die Vermittler auch botanischer Neuerungen. Dabei interessierten zunächst die (medizinischen) Anwendungen des Tabaks als Heilpflanze. Vor allem die Samen wurden in der Augenheilkunde verwendet.

Doch war es schließlich der besondere Wirkstoff der Tabakpflanze, das Nikotin, das vor allen Dingen die Steigerung der psychomotorischen Leistungsfähigkeit, der Aufmerksamkeits- und Gedächtnisleistung und eine psychische Abhängigkeit bewirkte. Im wenig angenehmen Leben der Söldnerheere tat es seine Wirkung. So wurde im 30-jährigen Krieg von 1618-1648 das Rauchen durch die in Deutschland umherziehenden Heere stark verbreitet, was zu einer steigenden Nachfrage nach Tabak und einem größer werdenden Anbau führte. Das Rauchen war zuerst am englischen Hofe und damit in der englischen Gesellschaft sozusagen „hoffähig“ geworden. So waren es die im dritten Jahr dieses langen Krieges von England nach Böhmen ziehenden britischen Truppen, die auf ihrem langen Marsch auch eine Demonstration des Pfeifenrauchens gaben. Sie konnten zwar auf dem Schlachtfeld nichts verrichten, hinterließen aber eine Schneise des neuartigen, von Amerika kommenden Genusses und verleiteten vor allem andere Söldnerheere, vornehmlich die Holländer, zur Nachahmung. Sie waren es, die das Rauchen auch in der Pfalz bekannt machten.

Bis zur Revolution im Jahr 1848 war in Preußen das Rauchen auf der Straße verboten. Der Aufstand erkämpfte sich dieses Recht für alle. So wird man auch in den fünf Hardtgemeinden Friedrichstal, Spöck, Staffort, Blankenloch und Büchig Tabak nicht nur angebaut haben, sondern in der Pfeife geraucht, als Zigarette geschmaucht, ab 1870 etwa auch als Zigarette konsumiert, im Mund gekaut und in der Nase geschnupft haben. Die Älteren unter uns können sich an diese Art des Tabakgenusses in ihren Dörfern immer noch gut erinnern und zum Teil heute noch sagen, wer kaute und spuckte, wer Zigarre oder Pfeife rauchte und welcher Junge, wann die erste Zigarette probierte. Im Gegensatz zur städtischen und frühindustriellen Gesellschaft, in der auch Frauen rauchten, tat dies in der Dorfgemeinschaft die Frau nicht.

Auch in den beiden Weltkriegen des 20. Jahrhunderts spielte das Tabakrauchen eine wichtige Rolle. Im Ersten Weltkrieg mussten die Tabakwarenerzeuger 75 % der arbeitsaufwändigen kleineren Zigarrensorten, die „Stumpen“ an die Heeresverwaltung abgeben. Im zweiten Weltkrieg konnte sich ein Nichtraucher im Fronteinsatz mit seiner Tabakration andere Vorteile verschaffen. Schließlich änderten die „Amizigaretten“ der britischen und amerikanischen Besatzungstruppen nach dem Krieg die Geschmacksrichtung der meisten Raucher.

Herrschaftshäuser und Glaubensflüchtlinge als Förderer, Züchter und Pflanze in der nördlichen Oberrheinebene

Doch waren es auch die Herrschaftshäuser in den deutschen Kleinstaaten, die von Baden bis nach Ostpreußen den Tabakanbau förderten. Dabei wurden unter anderem bevorzugt Hugenotten oder pfälzische Tabakbauern angeworben und mit Privilegien versehen, um die Kultur und Verarbeitung der Tabakpflanze zu fördern. So entstand in Pommern und der Uckermark am Rande der Oderniederung bis zum Oderbruch das größte geschlossene Tabakanbaugebiet in Deutschland. Zu den frühen in der Uckermark angebauten Sorten gehörte als sogenannter „Bauerntabak“ der „Friedrichstaler“.

1615 wurde in Holland der erste Tabakanbau zu Erwerbszwecken aufgenommen. Dort fand damals auch fast ausschließlich die Verarbeitung statt. Holländischer Kanaster, aus der kurzen „Delfter Thonpfeife“ geraucht, und holländischer Schnupftabak wurden zur Mode. Holland war eine bedeutende Kolonialmacht, deren Handelsgesellschaften z.B. im Hochland von Java oder Sumatra den Tabakanbau verbreiteten. Es dauerte nur wenige Jahre, bis der Tabakanbau zu Erwerbszwecken dann auch in das Oberrheingebiet gelangte. Holländische Ansiedler in Mannheim bauten auf der Gemarkung der Stadt Tabak mit unerwartetem Erfolg an. Von dort aus breitete sich dieses neue Gewächs zunächst auf den sandig-lehmigen, leichten Böden im Schwemmfächer des Neckar aus, dann zu beiden Seiten des Rheins nach Süden. Die Südgrenze lag für längere Zeit bei Walldorf-Reilingen. Die treibende Kraft und die Vermittler von Kenntnissen waren auch dort und überall im Gebiet der protestantischen Kurpfalz die Glaubensflüchtlinge, Wallonen und Hugenotten, deren französisch klingende Namen uns aus unserem Stadtteil Friedrichstal bis heute vertraut sind.

Die Oberrheinische Tiefebene, die zum Ausgangspunkt für den deutschen Tabakanbau wurde, hatte den Vorteil, dass sie eine günstigere klimatische und geographische Lage bot. Nachdem dieses Land am Rhein wiederholt Kriegsschauplatz war, ist es naheliegend, dass die Soldaten an Ort und Stelle ihren Tabak durch den Anbau gesichert haben wollten.

Man muss sich vergegenwärtigen, dass die Hardtgemeinden, das heutige Stutensee, damals unbedeutende Flecken waren und zur Markgrafschaft Baden-Durlach gehörten. Friedrichstal gab es noch nicht. Die Stafforter Gemarkung zählte zum größten Teil zum kurpfälzischen Weingarten.

Landwirtschaft und Handwerksbetriebe bestimmten die Ökonomie der Siedlungen. Die Leibeigenschaft der Untertanen der Landesherren verminderte die soziale Stellung der Kleinbauern in den von Kriegen immer wieder verwüsteten Dörfern und Fluren. Besonders Staffort hatte beträchtliche Nachteile hinzunehmen, weil seine Gemarkung auf der östlichen Seite der Pfinz an die Kurpfalz verliehen war. Die Stafforter mussten „zwei Herren dienen“. Zuerst der 30-jährige Krieg, dann der Pfälzer Erbfolgekrieg bestimmten die Ereignisse und die Qualität des Lebens in diesem 17. Jahrhundert. Tatsächlich zogen Soldatenheere in alle Richtungen, vermutlich auch Tabak rauchend. Die Fronarbeiten wie Brennholzschlagen, der Wege- und Stegebau, handwerkliche Arbeiten, Mähen, Heuen und Einfahren der herrschaftlichen Wiesen, dazu die sehr bedrückende Jagdfron waren ein Teil der Belastung. Die Abgaben als Hofstattzins, der große und kleine Zehnte, die Gült, die Beet, ja selbst die Leibhenne und anderes mehr waren Leistungen, die in der einen oder anderen Form an die Kurpfalz, den Deutschen Orden, das Haus Baden- Durlach, die Herren von Sickingen und die Abtei in Frauenalb zu leisten waren.

Das Friedrichstaler Anbaugebiet entwickelt sich seit 1700

In diesem politischen, sozialen und wirtschaftlichen Umfeld hat die Tabakpflanze auch die Hardtgemeinden erreicht, vermutlich zuerst als Gartenpflanze. Die Hugenotten in der Kurpfalz und andere Pfälzer betrieben schon vor 1700 den Tabakanbau. Pfalzgraf Friedrich IV hatte bereits 1598 Anbauversuche in der Kurpfalz angeordnet. Die aus Billigheim und Mörlheim nach Baden-Durlach übergesiedelten Hugenotten brachten als die Ur- Friedrichstaler den Tabaksamen mit. In dem 1699 gegründeten Friedrichstal wurde Tabak deshalb auch in größeren Mengen als Handelspflanze angebaut. Einer der Gründe war, dass die Gemarkung Friedrichstal klein war, die verfügbaren und mühsam gerodeten Ackerflächen im Hardtwald zunächst zum eigenen Lebensunterhalt gebraucht wurden und Überschüsse nicht verkauft werden konnten, weil es sie einfach nicht gab. Tabak wurde in Friedrichstal deshalb nicht zum eigenen Verbrauch angebaut, sondern zur Erhöhung der Kapitaleinkünfte, nicht nur der Untertanen, sondern auch der Landesherrschaft. Man sagt, die Friedrichstaler Kolonisten wären ohne den Tabak vermutlich verhungert. Bekanntlich waren sie jedoch in ihrem protestantischen Glauben fest verwurzelt. Von Gottes Güte erwählt und zu einem gottesfürchtigen Leben bestimmt zu sein, bedeutete für sie, dass ein asketisches Leben, Fleiß und Arbeit zu Gottes Lob geschahen. Das

brachte dieser Siedlergemeinschaft trotz aller Rückschläge Erfolg. Der ihnen vertraute und in seiner wirtschaftlichen Bedeutung bekannte Tabakbau brachte ihnen höheren Wohlstand. Das konnten auch die Bewohner der umliegenden Dörfer wie Spöck und Staffort erfahren, welche die Neuankömmlinge keineswegs immer als erwünschte Nachbarn betrachteten. So entstand in der unteren Karlsruher Hardt das Anbaugebiet, das in der Fachliteratur als „Friedrichstaler Anbaugebiet“ bezeichnet wird, zu dem vor allem die in Tab. 1 aufgeführten Gemeinden gehörten. Hier, entlang der Pfinzniederung, sind die Schwemmböden sehr unterschiedlich zwischen feuchten und lehmigen Schwebböden und feinen, leichten, nicht kieshaltigen Sandstrukturböden gegliedert. Eigneten sich die Ersteren vor allem für den Wiesenbau waren die letzteren sehr gut für den Tabakanbau geschaffen, da die vergleichsweise schwere und hohe Pflanze mit ihren feinen Wurzeln darauf angewiesen ist, das Erdreich bei ihrem raschen Wachstum schnell zu durchdringen.

Genau diese Böden waren es, die in der Krise des Tabakanbaus im vergangenen Jahrhundert den Spargelanbau begünstigten. Markgraf Karl von Baden- Durlach erließ den neuen Untertanen von Friedrichstal 1711 teilweise den für sich selbst erzeugten Rohtabak zu entrichtenden „Pfundzoll“. Er unterstützte auch die Tabakfabrik in Durlach und die markgräfliche in Pforzheim, an die die Friedrichstaler anfänglich ihren Tabak lieferten. 1719 brachten die Stafforter 11,55 Zentner, die Spöcker 13,96 Zentner und Friedrichstal 72,36 Zentner in die markgräfliche Tabakfabrik.

1803 wurde der Tabakzehnte durch eine öffentliche Versteigerung festgelegt und betrug für Staffort nur zwei Gulden und zehn Kreuzer, für Spöck drei Gulden 40 Kreuzer, für Friedrichstal 91 Gulden. Im Vergleich zu den beiden erstgenannten Gemeinden also 16,5-mal so viel. Der Rohtabak wurde Anfang des 19. Jahrhunderts nach Speyer, Mannheim, Heidelberg, Frankfurt, Karlsruhe, Durlach, Rastatt, sehr viel nach Lahr, Basel, Pforzheim und Schorndorf geliefert. Friedrichstal war also die Gemeinde des heutigen Stutensee, die in Bezug auf den Tabakanbau nicht nur dominierte, sondern vor allem einen großen Erfahrungs- und Beziehungsvorsprung im Tabakgeschäft hatte. Deshalb soll sich auch der Markgraf die Hände gerieben haben, weil seine Staatseinkünfte durch diese neue Industrie verbessert wurden.

Blankenloch taucht in einer Tabakstatistik von 1854 auf, wenn auch nur mit 132 Badischen Morgen (47,5 ha) Tabak. Der Grund dafür lag in der Spezialisierung Blankenlochs auf den Anbau von Hanf und der Färberpflanze Krapp. Zu der trat später und insbesondere im Ersten Weltkrieg der Anbau von Futtermöhren für die heimische Pferdezucht und das Militär hinzu. Kaum ein Äckerchen war damals mit Tabak bepflanzt. Doch wurde noch nach dem Zweiten Weltkrieg in Blankenloch eine beachtliche Menge Tabak angebaut, bis der große urbane Nachbar Karlsruhe bessere und leichtere Erwerbsmöglichkeiten bot.

Tabelle 1

Tabakanlieferung 1719

Gemeinde	Zentner	Gulden	Kreuzer
Eggenstein	4,33	14	38,5
Schröck	2,80	12	19,5
Linkenheim	25,81	170	36,0
Hochstetten	4,76	18	44,5
Liedolsheim	59,70	193	33,5
Rußheim	8,81	30	29,0
Graben	39,97	150	34,5
Spöck	13,96	95	21,0
Staffort	11,55	37	59,0
Friedrichstal	72,36	238	49,5

Friedrichstal war, wie die Tabakablieferung von 1719 an die markgräfliche Tabakfabrik in Pforzheim zeigt, also schon von Anfang an ein Anbauschwerpunkt. Friedrichstal hatte im Vergleich zu anderen Siedlungen eine kleine, landwirtschaftlich nutzbare Gemarkung, weil ein großer Teil aus dem Hartwald des Landesherrn bestand. Der Tabakanbau brachte eine höhere Rendite pro Ackerfläche. Die schwierige Kultivierung der Tabakpflanze, die Ernte- und Trocknungsprozesse mussten in vielfältiger Weise erprobt werden, um Erfahrungen zu sammeln. Die Friedrichstaler Hugenotten brachten diese bereits mit. Dabei spielte der Austausch solcher Erfahrungen eine wichtige Rolle. Mit Sicherheit gab es auch bedeutende Rückkoppelungen aus den Anbaugebieten in Nordamerika, in die mancher Bürger unserer Gemeinden auswanderte, und wo der eindeutige Schwerpunkt des Tabakanbaus lag.

Als Handelszentrum stand zuerst und schon recht früh Mannheim im Mittelpunkt. Von diesem Hauptanbau- und Vermarktungszentrum dehnte sich der Tabakanbau je nach Bedarf immer stärker auch in das nördliche und östliche Deutschland aus. Auch im Raum Karlsruhe und in den heutigen Stutensee-Gemeinden hatte also spätestens zu Beginn des 18. Jahrhunderts der Tabakbau Fuß gefasst. Man kann sich vorstellen, dass ähnlich wie in der Kriegs- und Nachkriegszeit Tabak als Tauschmittel für andere Waren verwendet wurde. Einkünfte aus dem Tabakbau wurden von den Untertanen auch verwendet, um fälligen Bodenzins oder andere Bargeldsteuern zu bezahlen. So sehr man landauf landab auch gegen die Sucht und Unsitte des Rauchens von Kanzeln und Kathetern wettete, Verbote und Strafen verhängte, es hat sich bis heute wenig geändert. Denn damals wie heute war der Tabak als Kapital- und Steuerquelle ein besonders gefördertes Produkt. Er brachte seinen Erzeugern das „Duwaggeld“ (Tabakgeld) ein und der Staatskasse umfangreiche Steuereinnahmen. Dabei zählt heute zusätzlich das Argument, die Verteuerung der Tabakware diene der persönlichen und der Volksgesundheit. Diese Wirkung darf aber durchaus bezweifelt werden, auch wenn das Tabakangebot und die Möglichkeiten des Konsums deutlich verringert worden sind. Vor allem das Zigarettenrauchen wird von immer jüngeren Jugendlichen und Kindern angefangen, auch wenn der Preis für Zigaretten hoch ist.

Erste Blütezeit im Tabakanbau

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts erlebte der deutsche Tabakanbau eine erste Blütezeit. Diese wurde ausgelöst durch den Seekrieg zwischen England und Frankreich, durch den der Import von Überseetabak weitgehend unterbunden wurde. Die Tabakfabriken waren auf einheimischen Rohtabak angewiesen. Auch von staatlichen Stellen wurden die Bauern zum Tabakanbau ermuntert, da man auch dort erkannt hatte, dass der Anbau dieser Sonderkultur eine Verbesserung der wirtschaftlichen Situation der Kleinbauern in Süddeutschland bewirken und das Steueraufkommen erhöhen würde. Auch im 19. Jahrhundert herrschte zunächst noch eine sehr gute Nachfrage nach deutschen Tabaken, was dazu führte, dass von der Mitte des 19. Jahrhunderts an bis etwa 1890 eine fast unvorstellbare Flächenerweiterung mit gleichzeitiger Verschlechterung der Qualität eintrat.

In diesem Zeitraum erreichte die Tabakanbaufläche des Deutschen Reiches mehrmals die Größenordnung von 27.000 -30.000 ha. Die Übersicht in Tab. 2 gibt Aufschluss über die Anbauflächen und deren Verteilung in Deutschland von 1881 -1887.

Tabelle 2

Anbauflächen und Ernteerträge in den elf Anbaugebieten Deutschlands

Anbaugebiet	Anbaufl. in ha 1881/82	Anbaufl. in ha 1887/88	Ertrag in dt*) 1881/82	Ertrag in dt 1887/88
Baden	9.459	7.894	195.410	152.770
Preußen	6.997	5.651	152.180	110.690
Bayern einschl. der Pfalz	6.456	3.991	132.310	66.800
Elsaß- Lothringen	3.262	2.336	87.340	50.560
Hessen	1.162	894	24.830	14.220
Württemberg	302	314	6.520	6.060
Thüring. Staat	132	111	4.970	2.590
Anhalt	209	98	4.690	1.570
Mecklenburg	189	141	3.550	2.960
Braunschweig	74	27	1.680	460
übrige Länder	3	9	30	80
Zusammen	27.244	21.466	613.530	408.660

*) 1 dt = 0,1 t = 100 kg = 1 dz

Rund 200.000 landwirtschaftliche Betriebe beschäftigten sich in den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts mit Tabakanbau. Die starke Ausweitung des Anbaus führte zwangsläufig zu einem Überangebot, was um die Jahrhundertwende einen starken Preisverfall zur Folge hatte.

Erst die Gründung von Tabakbauvereinen auf örtlicher Ebene, Landesverbänden und eines Bundesverbandes lenkte den Tabakanbau wieder in geregelte Bahnen. Der Tabakbauverein für unsere Dörfer, in dem man ab 1932 Pflichtmitglied werden musste, wurde 1928 gegründet.



Die Stafforter Familie Hauth 1934 bei der Nachtabakernte

Klimatische Voraussetzungen für den Anbau

Man sagt, um eine gute Qualität zu erzielen, benötigt der Tabak ein Klima, in dem die Weintraube noch vollreif wird. Innerhalb Deutschlands befinden wir uns auch in der Oberrheinebene nahe der nördlichen „Qualitätsgrenze“. Deshalb sind die erzielten Qualitäten besonders an „Schneidegut“ in den klassischen Anbaugebieten (Mazedonien oder Italien) mit den hiesigen nicht zu vergleichen.



Junges Tabakfeld etwa 4 Wochen nach der Pflanzung

Die Tabakpflanzen bevorzugen für die Erzeugung guter Qualität ein mildes, warmes Klima mit hoher Luftfeuchtigkeit und langer Vegetationszeit. In den für

den Tabakanbau besonders geeigneten Gebieten konzentriert sich deshalb der Anbau, wie in der oberrheinischen Tiefebene. Der Tabak bevorzugt Standorte mit einer hohen durchschnittlichen Jahrestemperatur, wobei besonders die Wärmegerade in den Hauptwachstumsmonaten Mai bis September von Bedeutung sind. Auch ein sandiger bis lehmigen Boden spielt eine wichtige Rolle.

Bis nach dem Zweiten Weltkrieg wurden nicht nur die Gruppen, das unterste Sandblatt, das Haupt- und schließlich auch das Obergut geerntet, sondern bis in den September hinein die aus den Schösslingen der Pflanze wachsenden größeren Blätter, der „Nachtak“. Dabei wurden früher auch die Seitentriebe der Pflanze, die „Geizen“, geerntet und verarbeitet. Die älteren Einwohner erinnern sich, dass ein einziger Nachtfrost im September die Nachtakernte vernichten konnte, weil die Pflanze keinerlei Minusgrade verträgt. Fast schwarz hingen dann die erfrorenen Blätter an den Stängeln. Im Jahr 2002 standen die Tabakpflanzen der Sorte Burley und Virgin noch bis in den Dezember hinein unversehrt und blühend auf dem Feld. Jedoch wird „Nachtak“ schon lange nicht mehr geerntet.

Die Tabakpflanze lieferte den Landwirten im Dorf nicht nur Tabakblätter. Solange Öfen und Herde noch mit Holz und Kohlen beheizt wurden, galten die getrockneten und verholzten Tabakstrünke, die „Duwaggschdumba“, als beliebtes Material zum Anzünden des Feuers. Jeder Haushalt legte sich einen Vorrat dieses Brennmaterials an, das in dicken Bündeln getrocknet und gelagert wurde. Es gab aber noch einen weiteren Grund, warum die abgeernteten Tabakstängel zu einem bestimmten Zeitpunkt im Herbst umgeschlagen werden mussten. Die Zollbehörden hatten ein Interesse daran, dass nach der Ernte des „Nachtaks“ kein weiteres unversteuertes Blattgut geerntet werden konnte. So wurden die Tabakplanzer verpflichtet, die abgeernteten Pflanzen umzuhauen. Diese Arbeit traf nicht selten auch die Jungen im Haushalt, die dann mit der scharfen Sichel zuerst die dünneren Teile der Pflanze in kleinere Stücke zerhackten, um anschließend mit der „Reithaue“ (Hacke zum Roden, Reuten) die dickeren Stängel zu zerkleinern. Die Stücke mussten so klein sein, dass sie später untergepflügt werden konnten. Wer diese Arbeit einmal verrichtet hatte, wunderte sich jedes Mal beim Anblick der noch blühenden oder erfroren Tabakpflanzen auf dem Feld, wie sie besonders in unserer Nachbargemeinde Büchenau noch zu sehen waren. Moderne Hackwerkzeuge machen heute mit den bis zu 2 m hohen Stängeln, die wieder als Biomasse in den Boden

eingearbeitet werden, kurzen Prozess. Der Grund dafür, dass die Tabakpflanzen wie auch manche Spargelfelder heute bis in den Winter hinein auf dem Feld stehen bleiben sollen, ist ein ökologischer: Die Pflanzen verwerten, solange sie grün sind, einen Teil des noch im Boden befindlichen Stickstoffvorrats und verringern so die Nitratbelastung des Grundwassers.

Wenngleich die richtige Temperatur als Teil des Klimas und eine relativ hohe Luftfeuchtigkeit wichtige Voraussetzungen für die Qualitätserzeugung sind, muss ein Anbaugebiet also eine möglichst lange frostfreie Vegetationszeit garantieren, da auch die Jungpflanzen auf dem Feld in einer einzigen Froststunde erfrieren würden. Auch die Niederschlagsverhältnisse sind entscheidend für den Erfolg des Tabakanbaus. Wünschenswert ist eine Niederschlagsmenge von insgesamt 250-300 mm während der Vegetationszeit von Mai bis August, möglichst gleichmäßig verteilt. Da dies aber nicht immer möglich ist, setzen heute fast alle deutschen Tabakpflanzer Beregnungsanlagen ein. Im Friedrichstaler Anbaugebiet war Beregnung nicht notwendig. Die Pflanzler riskierten aber in Trockenjahren einen sehr ins Gewicht fallenden Ernteausfall, der die Existenz besonders der Haupterwerbsbetriebe aufs Spiel gesetzt hätte.

Angebaute Tabaksorten

im Anbaugebiet der heutigen Stadt Stutensee wurden in den vergangenen Jahrzehnten, entsprechend der Nachfrage, fünf Tabaksorten angepflanzt; diese waren:

Friedrichstaler

Havanna

Geudertheimer

Burley

Virgin.

Die Sorte „Friedrichstaler“ wurde hauptsächlich vor dem Zweiten Weltkrieg und noch bis in die späten 50er Jahre angepflanzt, zum letzten Mal 1961. Es handelte sich dabei um einen sehr kräftigen Tabak, der hauptsächlich von der saarländischen Kautabakindustrie aufgekauft wurde. Nachdem das Priemen (in unserem Dialekt „Schigga“) immer weiter zurückging, war der Absatz dieser Sorte nicht mehr gesichert und man musste sich nach Alternativen umsehen. Mitte des vergangenen Jahrhunderts wurden in unseren Gemeinden aber auch

die folgenden Sorten mit wohlklingenden Namen angebaut: Amersforter, Gundi und Dutten.



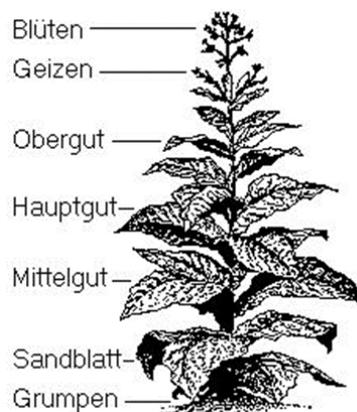
Tabakernte Sorte Friedrichstaler um 1950 – Kennzeichen: niedrige Pflanzen



Tabakfeld Sorte Burley – die Pflanzen wurden erheblich größer

Da die Zigarrenindustrie in den 1950er Jahren einen starken Bedarf an Um- und Deckblatttabaken hatte, stiegen die Pflanzer zum Teil auf die Sorte Havanna um. Doch dieser Tabaksorte war nur ein kurzes Leben beschieden, da die Industrie

die Tabakfolie erfand, die das rein natürliche Umblatt ersetzte. Mit dem Umblatt wird der „Wickel“ in eine Form gerollt. Ähnlich wie man aus Zellstoff Papier herstellt, wird die Tabakfolie aus gemahlenem Tabak industriell gefertigt. Sie enthält 70-80 % Tabakanteil und Klebstoff und wird wie ein Endlosband aufgerollt. Man spricht dann auch von „Bandtabak“, der den Vorteil hat, dass er eine immer gleichbleibende Qualität garantiert. Er wurde auch als Deckblatt verwendet. Dadurch konnten Fließstrecken wie in der Zigarettenindustrie auch in der Zigarrenproduktion ermöglicht werden. Hinzu kam der Vorteil, dass bisher nicht verwertbare Tabakteile benutzt werden konnten.



Die Sorte Badischer Geudertheimer, die im Verbrauch sehr mild schmeckt und ein würziges Aroma besitzt, wurde ebenfalls in den 1950er Jahren in unserem Raum eingeführt. Dieser Tabak findet fast ausschließlich als Zigarreneinlage Verwendung. Noch im Jahre 2003 kaufte die Firma Füßler in Friedrichstal Geudertheimer für die Naturfermentation im eigenen Lager auf. Abnehmer für das Zigarrengut ist eine Zigarrenfirma in Nordrhein-Westfalen.

Als sich Ende der 50er und Anfang der 60er Jahre ein starker Rückgang des Zigarrenkonsums und ein starker Anstieg des Zigarettenverbrauchs abzeichnete, reagierten auch die Pflanze auf diese Marktentwicklung. In der Folgezeit wurden in allen fünf Stadtteilen fast nur noch die Sorte Burley angebaut, die sich bei der Zigarettenindustrie einer starken Nachfrage erfreute.

Geschmacksfragen

Der bevorzugte Anbau von Geudertheimer und Burley kam den Wünschen der Tabakindustrie entgegen. Die Burley -Tabake besitzen die bessere Absorptionsfähigkeit für die Beifügung künstlicher Geschmacksingredienzen. Am besten kennen wir diese von den „parfümierten“ Sorten oder den Menthol Zigaretten. Die Tabakindustrie hatte in der Geschmacksverbesserung bereits eine Tradition, besonders für Tabak von klimabedingter, schlechterer Qualität. Der fermentierte Amersforter und Friedrichstaler ließ sich zwar rauchen, brannte aber auf der Zunge. Um den Geschmack zu mildern, wurden aromatische Mischungen aus Rosenblättern, Blüten des Steinklees, Teeblätter, Lavendelblüten oder Waldmeister beigefügt. Das „Gemeinnützige Volksblatt“ in Potsdam gab in seiner Juniausgabe des Jahres 1799 den folgenden Rat: im Herbst solle man die Blätter von Kirschbäumen und Johannisbeersträuchern sammeln, in einem Topf trocknen, pressen und auf den Ofen stellen. Die gerollten Blätter solle man dann mit dem geschnittenen Tabak vermischen und erneut trocknen. In Notzeiten soll man sogar die Blätter von Runkelrüben zu Roll- Kautabak verarbeitet haben.

Bald erfand man auch das „Beizen“. Dabei wurde der zu verarbeitende Tabak in eine „Beize“ getaucht, um die gewünschten Geschmackscharakteristika zu erreichen. Jede Tabakfirma entwickelte eigene Rezepturen. Ihre Zusammensetzung war Betriebsgeheimnis. Zutaten wie Wein, Honig, Rosinen, Zucker, Pflaumenmus, Wacholderbeeren, Fenchel und Lorbeerblätter spielten in diesen Küchen eine wichtige Rolle. Zur Beize des sehr populären Pfeifentabaks Canaster, einer Sorte aus Amerika, gehörten für je 100 kg Tabak

- 4 kg Rosenblüten,
- 1 kg Zitronenschale,
- 1 kg Veilchenwurzel,
- 200 g schwarzer Tee,
- 300 g Nelkenholz,
- 200 g Kardamon.

„Canaster“ ist als Bezeichnung abgeleitet vom spanischen „Canastro“ (Korb der als Transportbehältnis diente). Noch im Jahr 2003 wurde in der Zigarrenfabrik Kleinlage in Obergrombach hochwertiges Deckblatt aus Sumatra verarbeitet, das in geflochtenen Körben aus Bambus angeliefert worden war. Duft und Geschmack können also durch künstliche Verbesserung beträchtlich variieren.

Virgin-Tabak

In geringem Umfang wurde in den 50er Jahren auch die für die Zigarettenindustrie geeignete, sehr helle Sorte Virgin angebaut. Im Gegensatz zu den vier erstgenannten Sorten wird der Virgin nicht luftgetrocknet, sondern einer Heißlufttrocknung unterzogen. Einige dieser Trockenöfen, die damals noch mit Feststoffen beheizt wurden, stehen noch in Spöck und in Friedrichstal. Der Anbau dieser vielversprechenden Tabaksorte fand durch eine überraschend aufgetretene Viruskrankheit, den Y- Virus, ein jähes Ende. Man sprach von der „Braunrippigkeit“, welche die ganze Pflanze befiel. Die Blätter begannen an der Pflanze schlaff herunter zu hängen. Sie konnten nicht mehr verwertet werden. Aus nicht befallenen Pflanzen züchteten zwei Forscher in mühseliger Kleinarbeit resistenteren Virginsorten, Virgin Gold A und Virgin SCR, die heute schon wieder über 50 % des deutschen Tabakanbaues ausmachen.

In der Nachbargemeinde Büchenau wurde Virgin auch im Jahre 2002 angebaut und in einem Container während der ganzen Erntezeit luftdicht getrocknet. Die Beheizung erfolgt durch eine Gasbefeuerungsanlage, die Kontrolle der Temperaturen durch Thermostate. Der Prozess dauert insgesamt eine Woche. Die Virginblätter werden bereits auf dem Feld mit einer Spannvorrichtung in Bündel gepresst, die genau in die Hängevorrichtung des Containers passen. Mit ihrer typischen gelbgrünen Farbe kommen die Tabakblätter hinein, goldgelb wieder heraus.

Im Jahr 2020 werden in Baden-Württemberg nur noch Virgin-Tabake angebaut. Weniger als 2 % des deutschen Tabaks werden laut Walburga Schwär zu klassischen Zigaretten verarbeitet. Die für die internationale Tabakindustrie wirtschaftlichste Pflanze sei der „Virginische Tabak“, der im Ausland deutlich günstiger produziert werde, so Schwär. Der Deutsche Virgin-Tabak habe seine eigene Nische gefunden: den weltweiten Wasserpfeifenhandel. 100 % des Baden-Württembergischen Tabaks würden als Wasserpfeifentabak vermarktet. Der Shisha-Markt wünsche sich eine hohe Qualität - und die könnten die Tabakpflanzen „Made in Germany“ aufweisen. Details dazu finden sich im Kapitel „Situation des Tabakanbaus 2020“.

Die Tabakpflanze, ihre Wirkstoffe und ihre Verbreitung

Zunächst einmal ist der Tabak eine interessante Pflanze, die als Ziertabak in den vergangenen Jahren auch in Blumenrabatten eine neue Heimat gefunden hat. Ab und zu sieht man in Stutenseer Gärten auch eine oder mehrere prächtig entwickelte Pflanzen als besonderes Schmuckstück. Manchmal hängt daran noch ein wenig Nostalgie. Da in unseren Stadtteilen lediglich noch in Friedrichstal ein einziger Pflanzler mehrere Felder Burley anbaut, wissen viele Einwohner der Stadt nicht, dass es sich bei dieser stolzen Pflanze tatsächlich um Tabak handelt.

Ganz zweifellos ist die Tabakpflanze mit ihren großen Blütenständen ein imposantes Gewächs. Stehen die Pflanzen im Feld dicht in Reihen, kann man sich darin gut und gern unsichtbar machen. Während der Blütezeit kann man an den gelb bis rötlich gefärbten Kelchen zahlreiche Bienen, Hummeln und Schmetterlinge beobachten, die dort Nektar tanken. Arnold Hauck erinnerte gerne daran, dass findige Leute in Brandenburg nach der Öffnung der Mauer auf den Tabakfeldern große Sträuße von blühenden Pflanzen zusammen stellten und diese in der Stadt verkauften, nicht zur Freude der Käufer, weil die Blüten in der Vase schnell welken und sich deshalb für Blumensträuße nicht eignen. Dennoch war es eine gute Idee.



Strauß aus Tabakblüten

Die Tabakpflanze ist ein sehr gutes Beispiel für Artenvielfalt der Natur. Es gibt nicht nur über 1800 verschiedene Arten, von denen gut 60 zu der Gattung „Nicotina“ gehören. Die Tabakpflanze ist als Nachtschattengewächs auch mit der Tomate und der Kartoffel verwandt, wenn auch sehr weitläufig.

Nicotiana rustica wird vor allem im Orient für die Wasserpfeife angebaut und in Russland als „Machorka“ konsumiert. Bei den Zigaretten-, Pfeifen- und Zigarrenrauchern hat sich Nicotiana tabacum L. durchgesetzt, zu der die heimischen Anbausorten gehören. (L.= Carl von Linné beschrieb diese Arten).

Wir lasen oben, dass die Tabakpflanze zunächst als Heilpflanze in den Gärten angebaut wurde. Auch mit der Tomate und der Kartoffel mussten unsere Vorfahren lange genug experimentieren, bevor sie zum verbreiteten Nahrungsmittel wurden. Lernte man da die Knollen, dort die Früchte essen und schätzt bis heute deren gesundheitlichen Wert, blieb die Tabakpflanze in allen Teilen eine zwar nicht todgiftige, aber für den Verzehr ungeeignete Pflanze.

Tabak enthält nach den heutigen Erkenntnissen mehr als 4000 Inhaltsstoffe. Das wichtigste Alkaloid ist das nach Nicot benannte Nikotin. Es ist in unterschiedlichen Mengen in den Blättern enthalten. 1928 wurde es zum ersten Mal isoliert. Es handelt sich um ein „toxisches“ Alkaloid, d.h., es hat vergiftende und suchtfördernde Wirkungen. Rauchten wir Jungen heimlich im Tabakshop unsere erste selbstgedrehte „Zigar“ (Zigarre) wurde es den meisten elend schlecht, verbunden mit Kreislaufstörungen bis zum Erbrechen: das war die Giftwirkung. Menschen, die heute in zunehmendem Maße schon im Kindes- und Jugendalter Zigaretten rauchen, setzen sich der Gefahr aus, schnell nikotinsüchtig zu werden: das ist die psychisch und physisch abhängig machende Wirkung. Unter den zahlreichen Stoffen wie Benzol, Formaldehyd, Cadmium, Blei oder Kohlenmonoxid, das beim Rauchen vom Blut aufgenommen wird, sind heute mehr als 40 Substanzen bekannt, die krebserregend sind. Dies übersteigt den Steuervorteil für den Fiskus beträchtlich.

Das alles konnten die Generationen vor uns nicht genau wissen. Für sie war wichtig, dass die Sonderkultur Tabak zwar viel Arbeit machte, aber auch das immer fehlende Bargeld aufbesserte. Nach dem Krieg, aus dem Stafford zu 65 % zerstört hervorging, spielten nicht nur die legalen Einkünfte aus der Tabakernte eine wichtige Rolle für den Wiederaufbau, sondern auch der „schwarz gehandelte“ Tabak, unter anderem auch für den der Kirchenglocken (vgl. Urban). In den Quellen über den Tabakanbau wird berichtet, dass bereits in zurückliegenden Jahrhunderten schwunghafter Schwarzhandel mit unverzollter Ware betrieben wurde. Auch hier spielten die Soldaten, besonders die Offiziere und ihre Frauen, eine besondere Rolle.

In unseren Dörfern gab es in der Nachkriegszeit keine Scheune, keinen Schopf und kaum einen Hausspeicher, in denen die Dachsparren und zusätzlich eingebrachte Tabakstangen nicht mit unzähligen kurzen, stumpfen „Duwagnäggelen“ (Tabaknägeln) gespickt waren, an denen das Erntegut zum Trocknen aufgehängt wurde. Im Museum in Friedrichstal kann man auch noch „Holznägel“ bewundern, die in die Sparren und Balken eingelassen wurden, so auch auf dem Kirchenspeicher. Für die Lüftung sorgten die mit kleinen Stöckchen hochgestellten Dachziegel. Hatte jemand noch freie Hängemöglichkeiten unter seinen Dächern, verlieh er sie innerhalb der meist großen Verwandtschaft oder Bekanntschaft. Noch im Jahr 2002 wurden Überkapazitäten der Büchenauer Erzeuger im Nachbardorf Staffort zum Trocknen aufgehängt, so dass der Duft des trocknenden Tabaks weithin wahrgenommen werden konnte.



Aufstellhölzchen für die Biberschwanzziegel zur Tabakbelüftung

Die Tabakpflanze hatte sich nicht nur auf den Anbauflächen, sondern auch innerhalb der bäuerlichen Anwesen kräftig ausgebreitet. Die Friedrichstaler konnten in ihrer neuen Ansiedlung gleich für geeignete Trockenspeicher sorgen und hingen selbst im Kirchengebälk Bandeliere auf. Der Dorfplan von 1785 zeigt deutlich die senkrecht zur Straße angeordneten Einheitshäuser der Kolonisten mit dem vom Haus getrennten und im rechten Winkel angeordneten Wirtschaftsgebäude zwischen Wohnhaus und Garten. In Spöck und Staffort musste der neue Trockenraum vermutlich erst kostenaufwändig geschaffen werden.

Bevor andere Verdienstmöglichkeiten in den Hardtgemeinden in Sicht kamen und solange die meisten landwirtschaftlichen Betriebe noch einen beträchtlichen Teil ihrer Ackerflächen für die Selbstversorgung und den Anbau von Futtermitteln benötigten, konnten und sollten auch im Interesse der öffentlichen Versorgung mit Lebensmitteln die Anteile für den Tabakanbau nur immer einen gewissen Teil der Gesamtfläche ausmachen. Zudem konnten nachteilige Auswirkungen von Wittereinflüssen durch eine größere Vielfalt des Anbaus vermindert werden.

Es gab aber auch Erzeuger, die ihren Tabakanbau mit zunehmendem Unbehagen und auch mit schlechtem Gewissen betrachteten, nachdem das öffentliche Bewusstsein über gesundheitliche Schäden durch Tabakprodukte zunahm. Sie wurden in unseren Hardtdörfern durch neue Berufsmöglichkeiten entlastet und gaben den Tabakbau auf oder wendeten sich anderen Sonderkulturen wie dem Spargel, medizinischen Pflanzen oder Beeren zu.

Zu jeder Zeit im Jahr wächst irgendwo auf der Welt Tabak. So liegt die Tabakernte in den USA zwischen Juli und Dezember, in Indonesien (Sumatra oder Java) zwischen September und Dezember, in Guatemala zwischen Dezember und Februar, und bereits im März wird in Deutschland der Samen für die neue Pflanzung ausgesät.

Das mit Abstand weltgrößte Anbauggebiet für Tabak ist China. Gut die Hälfte der weltweiten Ernteerträge stammt von dort, vor allem die Sorten Virginia und Burley.

In der ehemaligen DDR war das Hauptanbauggebiet die Uckermark. Die Tabakfermentation wurde in drei volkseigenen Betrieben konzentriert: in Schwedt als Zentrum und ältestem Fermentationsbetrieb auf dem Territorium der DDR. Die „Zigarettenhauptstadt“ hingegen war Dresden, schon lange vor dem Krieg eine Drehscheibe des Handels und der Produktion von Tabakwaren. Mancher, der schon einmal in Dresden war hat sich über die am Rande der Innenstadt und Bahnhofsnähe gelegene „Moschee“ gewundert mit ihrer Kuppel und dem aufragenden Minarett. Es handelt sich um eine ungewöhnliche architektonische Leistung, um eine Tabakwarenfabrik künstlerisch zu gestalten. Freilich, ganz abwegig war dies nicht, denn dort wurden ursprünglich auch die vor dem Krieg beliebten Orientsorten importiert und verarbeitet. Das „Minarett“ diente als Schornstein.

Die Tabakpflanze aus Amerika mit ihren besonderen Wirkstoffen hatte also nicht nur das Leben in unseren Hardtdörfern verändert, sondern hatte auch in anderen, für den Anbau günstigen Landschaften beträchtliche soziale und wirtschaftliche Auswirkungen. In der preußischen Uckermark und in anderen deutschen Anbaugebieten entstand ein Arbeiterproletariat besonders in der Verarbeitung. Dazu gehörten auch die sogenannten „Tabakspinner“, welche die Tabakware zu langen Tabakseilen drehten und so eine wichtige Halbware erzeugten. Wie sie kam, ist die Tabakpflanze fast vollständig wieder aus unseren mehr und mehr urbanisierten Ortschaften verschwunden.

Doch war und ist der Tabak auch ein empfindliches Gewächs, das seinem Nutzer, dem Tabakpflanzer, auch Schrecken, Verlust und Leid zufügte. Nicht nur der Blauschimmel zerstörte unerwartet und gründlich alle Ernte- und Erlöserwartungen. Es gab auch andere Krankheiten, die das Gewächs befielen, mit recht anschaulichen Namen: Die Wurzelbräune von dem Pilz *Thielaviopsis basicola* erzeugt; die Stängelfäule, ebenfalls durch einen Pilz, *Sclerotinia sclerotiorum*, verursacht; das Wildfeuer, ein Bakterium, *Pseudomonas tabaci*; das Tabakmosaik-Virus, das zur Verkümmern der Pflanzen führte, die sich gegenseitig ansteckten; die Tabakrippenbräune, eine von Blattläusen übertragene Viruserkrankung; das Gurkenmosaik, eine Viruserkrankung, welche die Blätter, ähnlich wie bei den Gurken teilweise verdorren ließ. Jedes so oder so befallene Blatt verlor als Ausschuss seinen Wert, wenn es überhaupt geerntet werden konnte. So verursachten diese Krankheiten, insbesondere aber der Blauschimmel im Anbaujahr 1960/1961 nicht nur große Schäden, Verlust und Leid, sie ließen auch zahlreiche Klein- und Nebenerwerbspflanzer zu dem Entschluss kommen, ihren familienbezogenen und oft jahrhundertealten Tabakanbau zu beenden. Noch heute klingt in den Berichten der Schrecken dieser unerwarteten Tabakerkrankungen nach.

Die Arbeitsbereiche

im Verlauf eines Tabakanbaujahres hatten die Tabakpflanzer die folgenden Arbeitsbereiche zu organisieren und zu bewältigen:

- Bestellungsarbeiten
- Düngung
- Pflanzenanzucht
- Auspflanzen
- Bodenpflege
- Beregnung
- Pflanzenschutz
- Köpfen und Geizen
- Ernte
- Einfädeln
- Trocknung
- Marktaufbereitung
- Vermarktung

Je nach dem Grad des Ausfrierens und der dann vorhandenen Frostgare wurde der Boden im Frühjahr gepflügt oder in Abständen mehrmals mit dem Kultivator, der Egge, und in Ausnahmefällen mit dem Rotorkrümler bearbeitet. Solange jedoch bis in die Nachkriegszeit hinein für das Pflügen der Felder von Pferden oder Kühen gezogene Pflug und die Egge benutzt wurden, nahm die Vorbereitung der neu zu bepflanzenden Felder eine lange Zeit in Anspruch. Sorgfalt und Erfahrung spielten eine wichtige Rolle. Die Tabakpflanze bevorzugte einen leichten, lockeren, feuchten, aber nicht nassen Boden. Bei späterem Einsatz von schwereren Zugfahrzeugen für den Pflug und den Kultivator war darauf zu achten, dass keine Bodenverdichtungen entstanden, da sich dort bei Niederschlägen leicht die Feuchtigkeit staute und auch die Wurzelbildung behindert wurde. Die Tabakpflanze rächte sich sofort mit einer Ertragseinbuße.

Wohl bei keiner Kulturpflanze spielt zur Gewinnung der gewünschten Qualität die richtige Düngung eine so große Rolle wie beim Tabak. Die Art des Düngens war im Einfluss so groß, dass sie bei falscher Anwendung die Qualität so verschlechterte, dass das Erzeugnis sogar unverkäuflich werden konnte. Den kritischen Blicken der Ankäufer blieb nichts verborgen. Umfangreiche

Untersuchungen, hauptsächlich in der Landesanstalt für Pflanzenbau und Tabak in Forchheim, geben den Tabakpflanzern bis heute gute Ratschläge dafür, welche Mengen an Stickstoff, Phosphor und Kali die Tabakpflanzen benötigen, um zu hochwertigen Stöcken heranzuwachsen, die bestes Blattgut tragen. In den Zeiten der Stallwirtschaft wurde im Herbst bereits reichlich Mist zur Verbesserung des Bodens eingebracht, der in mühevoller Arbeit aufgeladen, gefahren, abgeladen und gestreut werden musste, bevor Pflugschar und Egge ihr Werk tun konnten. Kam es in der Kriegs- und besonders in der Nachkriegszeit nicht so sehr auf die beim Käufer verlangte und streng kontrollierte Qualität an, vertrugen die Tabakpflanzen auch eine Düngung mit Jauche, die ihnen einen beachtlichen Wachstumsschub bescherten. Solcher Tabak wäre bei den späteren Qualitätskontrollen unweigerlich durchgefallen.

Von Friedrichstal wird berichtet, dass vor dem Ersten Weltkrieg wegen des nicht ausreichenden eigenen Stalldunges für die zahlreichen Tabakfelder, der „Tages- und Matratzen- Dung“ von den Garnisonen bezogen wurde, hauptsächlich aus Bruchsal und Karlsruhe. Doch auch aus Straßburg und noch ferneren Orten wurde der Dung mit der Bahn angefahren. Die Tabakfelder waren, wie alle anderen Kulturen, in eine Fruchtfolge eingebunden. Heute handelt es sich um einen Wechsel vor allem mit Getreidearten oder Raps. Zur Zeit der Selbstversorgung der bäuerlichen Betriebe beachtete der Tabakpflanzer eine dreijährige Fruchtfolge. Auf den Tabak folgten vorzugsweise Runkelrüben, darauf Getreide und dann wieder Tabak. Kartoffeln vor dem Tabak wurden wegen der Anfälligkeit für Viruskrankheiten vermieden. Als Zwischenfrucht wurden Weißrüben auf den abgeernteten Getreidefeldern angebaut. Je länger der Tabak ausgesetzt wurde, je besser waren später die Wachstumsbedingungen für das Tabakfeld.

Virgin konnte sich in Süddeutschland lange Zeit deshalb nicht durchsetzen, weil eine Fruchtfolgelücke von 6-7 Jahren erforderlich war. Die heute angepflanzte neue Züchtung der Sorte Virgin SCR bedarf keinerlei Fruchtfolge mehr. Diese Sorte kann mehrere Jahre hintereinander auf der gleichen Fläche angebaut werden. Die Folge ist, dass heute in Süddeutschland mehr Virgin als Burley angebaut wird, in Büchenau allerdings nur noch vom Pflanzler Schwandner.

Wie oben schon beschrieben, bleiben die abgeernteten Tabakpflanzen den ganzen Herbst und Winter über auf dem Feld stehen. Die Arbeitsgassen werden

mit Senf eingesät. Solange die Tabakpflanzen reichlich blühen, ist dies ein Vorteil für zahlreiche Insektenarten. Es ist aber auch ein Vorteil für den Nitratpegel im Grund- und Trinkwasser. Die Tabakfelder in Büchenau gehören zum Trinkwassereinzug der Stadt Bruchsal. Dort müssen sowohl Spargelkraut als auch Tabakpflanzen bis zum Ende ihrer Wachstumsperiode auf dem Feld stehen bleiben. Da der Tabak bis weit in den Dezember hinein heute von Frost unbehelligt bleiben kann, verbraucht die Tabakpflanze noch reichlich vom restlichen Stickstoff. Die heute weit verbreitete Praxis, Senf als Gründüngung auf den nicht bestellten Feldern anzubauen und in die Arbeitsgassen der Tabakfelder zu säen, hat eine ähnliche Wirkung und erhöht die Humusbildung.

Anzucht von Tabakpflanzen

Das vorgekeimte Saatgut wurde Anfang bis Mitte März in eigenen Saatbeeten ausgesät. Diese wurden zur besseren Bodenerwärmung im noch kühlen Frühjahr als Mistbeete angelegt. Die Vorbereitung des Bodens und dessen Verbesserung durch Torfbeigaben war die Aufgabe erfahrener Frauen, die ja für den Garten verantwortlich waren. Bevor mit Glas abgedeckte, feste Frühbeete aus Holz oder Beton verwendet wurden, zogen die Pflanzler die empfindlichen Tabakpflanzen unter niedrigen Folientunneln. Die Beete wurden mit verbogenen Haselruten oder Drähten versehen, über die dann das „Ölpapier“ gelegt und mit Backsteinen rings um das Beet befestigt wurde. Dieses Ölpapier hatte eine gelbliche Farbe und war durch ein quadratisch gewebtes Netz stabilisiert. Es war eine Vorgängerin der Kunststofffolie. Die gelbe Farbe schützte gegen zu starke UV-Bestrahlung. Bei der wechselhaften Witterung im April musste ständig aufgepasst werden, dass die Beete gut gelüftet und befeuchtet waren. Dann mussten die Steine entfernt, das Ölpapier zusammen- und wieder ausgerollt werden, wozu immer mehrere Personen benötigt wurden. So verhinderte man, dass die Pflänzchen Hitzeschäden bekamen, von denen sie sich nur schlecht erholten. Wer Glasbeete hatte, musste auch dort durch Hochstellen der Scheiben in unterschiedlich großen Winkeln für die richtige Belüftung sorgen. Noch schlimmer wäre ein Frostschaden gewesen. So mussten die Beete am Abend mit Säcken oder Schilfmatten bedeckt werden.

In jüngster Zeit wurden in verstärktem Maße Folienhäuser verwendet, die später auch zum Austrocknen des Erntegutes Verwendung finden konnten. Bei unseren letzten Stutenseer Tabakpflanzern in Friedrichstal ist ein Folientunnel im Einsatz.

Zu Beginn des Tabakanbaus im Friedrichstaler Anbaugebiet, als das Ölpapier noch nicht erfunden war, schützte man die Saat mit Fichten- oder Kiefernzweigen, in denen sich ein bodennahes, warmes Mikroklima bildete, wenn die Frühlingssonne auf das Saatbeet schien.

Das Ölpapier der Tabakbauern wurde nach dem schweren Bombenangriff am 2. Februar 1945 auf Blankenloch, Staffort und Büchenau als vorübergehender Fensterersatz verwendet und bewährte sich dabei sehr gut. Das wird von damals jungen Frauen immer wieder berichtet.

In den Beeten wird die Basis gelegt für gleichmäßige und gute bewurzelte, gesunde Pflanzen, die leicht anwachsen und später auf dem Felde einen gleichmäßigen Bestand garantieren. Bis Mitte der 50er Jahre wurde der Tabaksamen in die reine Gartenerde, in die etwas Torf zugemischt wurde, eingesät. Danach hat sich aber die „Einheitserde“ durchgesetzt, die jährlich von den Pflanzern neu gekauft und in die Anzuchtbeete eingebracht wurde. Die Tabakkeimlinge fanden hier die optimale Voraussetzung für ein gutes Wachstum. Noch heute wird diese Einheitserde in Staffort gerne gekauft, um in den verbliebenen Frühbeeten den unverzichtbaren Kopfsalat oder Blumen zu ziehen und den Boden zu verbessern. Ältere Bürgerinnen und Bürger werden sich noch an die „Kartoffeldämpfer“ erinnern, die im Winter dazu eingesetzt wurden, um Kartoffeln in großen Mengen als Viehfutter zu garen. Für die Dorfjugend war dies immer ein großes Ereignis. Solche Firmen boten auch eine Entkeimung des Gartenbodens mit Dampf an, der mit Schläuchen in das Erdreich eingebracht wurde. Zumindest gab es solche Versuche. Hygiene war bei der Bodenzubereitung für die empfindliche Tabaksaat eben äußerst wichtig. So ließ man sich manches einfallen.

Das Aussehen des winzig feinen Samens bedurfte vieler Erfahrung und auch einiger Tricks. Ein einziges Gramm Samen bestand aus etwa 10.000-12.000 Samenkörnchen, die gleichmäßig auf dem Anzugsbeet verteilt werden mussten. Jedes Pflänzchen sollte möglichst zu einem gut entwickelten Setzling heranwachsen. Deshalb durfte vor allem nicht zu dicht gesät werden. Ein Pikieren der Pflanzen, wie es offenbar in anderen Anbaugebieten üblich war,

fand in unseren Gärten nicht statt. Oft war es die erfahrene Hausfrau, die diese Aussaat zu verantworten hatte. Sie mischte den Samen unter feine Erde, auch Gries oder andere Streckstoffe konnten Verwendung finden, bis der Verband der Tabakanpflanzer auch das Aussäen mit der Gießkanne empfahl. Hauck erinnerte sich daran, wie schwierig es war, die ganze Aussaatfläche gleichmäßig zu benetzen, oft wurde er gebeten im Dorf auszuhelfen, ja selbst in der Nachbargemeinde Weingarten bediente man sich seiner Erfahrung.



Julius Ernst sät Tabaksamen mit der Gießkanne



Das Feuchtigkeits- und Temperaturmanagement stellte hohe Anforderungen



Frühbeet mit Pflanzen – bereit zum Versetzen ins Feld

Tabelle 3

Im Jahre 1937 belieferte der Heizer und Landwirt Alfred Giraud die folgenden Kunden mit Tabakpflanzen

Datum 1937	Kunde	Zahl der Pflanzen	Zusatz	Preis in DM
Freitag 14. Mai	Paula für Elsenz	4500 13,50	Kiste 0,40	13,90
Dienstag 18. Mai	Kasper Klein Plankstadt	5500 16,50	Fracht 1,40	17,90
Dienstag 18. Mai	Schadt Adolf Leimersheim	800		22,00
Donnerstag 20. Mai	Schadt Adolf Leimersheim	4500/2000 12,50 / 6,00		18,50
Freitag 21. Mai	Glanz Wilhelm Langensteinbach	2300		6,90
Freitag 21. Mai	Guthmann Otto Langensteinbach	4500		13,50

Vom Anzuchtbeet auf das Feld

War die Zeit für das Auspflanzen im späten April und im Mai gekommen, wurden die Pflänzchen sorgfältig und mit viel Wurzelboden aus dem Anzuchtbeet gelöst und in Kisten gelegt. Die Friedrichstaler Tabakpflanzer hatten sich über den eigenen Bedarf hinaus auf die Belieferung von Pflanzen entlang der Bahnlinie und bis in den Kraichgau spezialisiert. Damit erzielten sie eine gute Nebeneinnahme. Das Frühjahrsklima im Kraichgau war für die Anzucht in den Hausgärten der Pflanzer weniger gut geeignet. Aus diesem Grund deckten sich die Anbauer aus dem Kraichgau mit Pflanzen aus den Hardtgemeinden ein. Problematisch war allerdings der lange Weg, den die jungen Pflänzchen bis zum Tabakfeld zurücklegen mussten.



Mit einem Markierungsrechen wurden die Pflanzstellen gekennzeichnet



Pflanzung auf den Knien vorwärts war die übliche Pflanzmethode

Mit dem Auspflanzen der Tabaksetzlinge auf die Felder hatte der Tabakpflanzer eine erste Arbeitsspitze zu bewältigen. Für die in dem zarten Humusboden aufgewachsenen Tabakpflänzchen brachte die Umpflanzung in den rauen Ackerboden eine Milieuveränderung und damit oft eine Wachstumsstörung mit sich. Deshalb war hier größte Sorgfalt angebracht. Die Setzzeit richtete sich nach den klimatischen Verhältnissen der einzelnen Jahre und nach dem Entwicklungsstand der Pflanzen im Anzuchtbeet. In der Rheinebene lag der

Zeitpunkt in den meisten Jahren Anfang bis Mitte Mai, manchmal auch schon Ende April. Allerdings konnte es im Durchschnitt etwa alle zehn Jahre vorkommen, dass durch die gefürchteten Spätfröste (Eisheilige) der bereits gepflanzte Tabak vernichtet wurde. Die vorsichtigen Tabakpflanzler behielten deshalb genügend Reservepflanzen für ein eventuelles Nachpflanzen nach Spätfrösten oder auch zum Ausbessern von „Varregglingen“ (abgestorbene Pflanzen) zurück. Die Aufstellung des Pflanzers Giraud aus Friedrichstal zeigt, wie groß die Spanne der Pflanzzeit war. Dabei sollte nicht vergessen werden, dass in dieser Jahreszeit auf dem Hofe des Tabakpflanzers noch eine Vielzahl von Arbeiten täglich und regelmäßig verrichtet werden mussten. Das Vieh war zu füttern, die Milchkühe zu melken, frisches Futter zu schneiden und einzufahren, andere aufgehende Saaten wie Kartoffeln und „Dickrüben“ waren zu hacken oder anzuhäufen. Dies auf weit voneinander in verschiedenen Gewannen gelegenen „Äckern“, bis in die jüngste Zeit, schmale, langgezogene Streifen der Realteilung, die bei der Bearbeitung kein Ende nehmen wollten. Die Zugtiere, besonders die Kühe, durften nicht gehetzt werden. Sie verlangten im Vergleich zu den späteren Traktoren Geduld und Zuwendung. Das war die Zeit in der „jedes“, ob jung oder alt, gebraucht wurde, auch die Kinder, sofern sie nicht in der Schule waren. Ein mittlerer landwirtschaftlicher Betrieb hatte etwa die Größe von 4 Hektar. Er war, vor der einsetzenden Spezialisierung und mangels anderer Verdienstmöglichkeiten, ein auf Selbstversorgung angewiesenes Familienunternehmen.

Entsprechend der Kontingentierung, zunächst durch die Reichsregierung, dann durch das Landwirtschaftsministerium und schließlich durch die EG, baute ein mittlerer Betrieb etwa 40 Ar Tabak an. Somit verblieb immer noch an Acker- und Wiesenland die zehnfache Fläche für Getreide, Kartoffeln, Ölsaaten und Futtermittel. Zur Selbstversorgung zählten der Hausgarten, die Obst- und Nussbäume, selbstverständlich die Milchprodukte, Hühner, Kaninchen, Schweine, ja auch Schafe und Ziegen.

Für 1 ha Fläche wurden je nach Setzweite 30.000 - 35.000 Tabakpflanzen benötigt. Der Reihenabstand betrug 62,5 cm und der Abstand innerhalb der Reihe 45-50 cm. Diese Abstände waren seit der Zeit fortschreitender Technisierung strikt einzuhalten, damit auch für die spätere Bodenpflege und Unkrautbekämpfung Maschinen eingesetzt werden konnten. Schon beim Auspflanzen mussten die Erntearbeiten in den schmalen Gassen der Tabakfelder

bedacht werden, denn in diesen sollten sich die Erntehelfer bewegen, mussten die Pflanzen angehäufelt, geköpft und gegeizt und später das Erntegut abgelegt werden. Darüber hinaus musste bei den meist engen Streifenfluren noch Rücksicht auf die benachbarten Felder und deren Kulturen genommen werden, die auch, wenn im Juli das Getreide geerntet worden war, nicht liegen blieben, sondern oft neu mit Futterrüben eingesät wurden.

Das Auspflanzen selbst geschah bis Mitte der 50er Jahre ausschließlich in mühevoller Handarbeit. Das frisch gepflügte Feld wurde eingeebnet. Der Bauer stand auf einem kräftigen, breiten und langen Brett, das von den Zugtieren gezogen wurde. Das war ein ziemlicher Balanceakt, im Dialekt als „Schloifa“ (Schleifen, Glätten) bezeichnet. Doch brauchte man diese glatte Fläche, um sie mit dem Markierer, im Dialekt „Duwaggreche“ (Tabakrechen) genannt, die Pflanzstellen genau zu kennzeichnen. Der „Tabakrechen“ wurde von Hand gezogen und war mehrere Meter breit und lang und mit Holzzinken versehen. Damit wurden zuerst die Reihen und dann die Pflanzstellen aufgezeichnet, indem man dieses Gerät längs und quer über den Acker zog. Das war eine anstrengende Männersache. An den Schnittstellen wurden dann die einzelnen Tabakpflanzen eingesetzt. Bei dieser Arbeit war viel Nachbarschafts- und Verwandtenhilfe erforderlich. Da nahezu jede Familie in der Dorfgemeinschaft selbst Tabakfelder bepflanzte, waren umfangreiche gegenseitige Absprachen in einem kurzen Zeitraum notwendig. Waren die Felder bepflanzte, hoffte man auf einen warmen Mairegen als Zugabe des Himmels, der ja bekanntlich Segen bringt. Nichts wünschte man sich dringender als frostfreie Nächte, weil die Tabakpflanzen ab -2° erfrieren. Traten Nachtfröste auf, musste die ganze Arbeit noch einmal gemacht werden.

Mit dem Einzug der Traktoren in die kleinbäuerliche Landwirtschaft war ab Mitte der 50er Jahre der Einsatz von Pflanzmaschinen möglich. Die Schlepper verfügten über Kriechgänge, die ein langsames Arbeitstempo erlaubten, was früher bei einer Pferde- oder Kuhbespannung nicht möglich gewesen wäre. Neben der Arbeitsreduzierung und -erleichterung wurde durch den Einsatz von Pflanzmaschinen eine Qualitätsverbesserung erreicht, da die mit der Maschine gepflanzten Bestände gleichmäßiger anwuchsen als die von Hand gesetzten. Heute wird der gesamte deutsche Tabak nur noch mit Maschinen ausgepflanzt, weil die größeren Mengen anders ohnehin nicht zu bewältigen wären.



Die Pflanzung mit Anbaugerät am Traktor brachte eine erhebliche Erleichterung

Hacken und Pflegen

Da die Tabakpflanze in einer kurzen Vegetationszeit eine große Blattmasse produzieren muss, war der Bodenpflege und Unkrautbekämpfung besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Die Offenhaltung des Bodens gewährleistet eine gute Durchlüftung und Versorgung des Wurzelbereiches mit Sauerstoff. Auf eine falsche Bodenbearbeitung reagiert die Tabakpflanze sehr empfindlich. Dies kann geschehen, wenn der Boden zu feucht bearbeitet wird und dadurch Verdichtungen auftreten. So galt der Spruch, der Tabak wolle jeden Tag seinen Herrn sehen, auch in unseren Dörfern. Im Gegensatz zu heute konnte man das mit den Augen wahrnehmen, denn immer wieder sah man Bauersleute mit dem Fahrrad unterwegs zu einem ihrer Felder oder von dort zurückkehren. Zog ein Gewitter auf, wurde das oft weit entfernte Dorf so schnell wie möglich aufgesucht. Doch mancher oder manche bekam trotzdem einen kräftigen „Schugg“ (Regenguss) ab. Stets hatten sie die leichte Hacke, von der es in jedem Betrieb mehrere gab, geschultert oder am Fahrrad festgebunden.



Manfred Ernst beim Hacken

Außer an den Sonntagen konnte man den Tabakbauern zuschauen, wie sie durch die jungen Pflanzungen gingen und die erforderlichen Pflegearbeiten von Hand vornahmen. Bevor die Blattfülle der Pflanzen das Wachstum von Unkraut mehr und mehr verhinderte, sah man auch ganze Arbeitskolonnen einer Familie, die das aufkeimende Unkraut umhackten und den Boden dabei lockerten. Zunehmend behalf man sich in den jungen Kulturen auch mit dem von Menschen oder einem Zugtier gezogenen Hackpflug, was Tier und Mensch besondere Disziplin abverlangte.



Lisa Ernst beim Häufeln

Auch das Anhäufen der Pflanzen wurde mit dem leichten Häufelpflug gemeistert. Doch gab es auch bei diesen halbmechanischen Arbeitsgängen immer noch etwas von Hand nachzubessern. Jedenfalls war ein „vergraster“ Tabakacker eine ziemlich unvorstellbare Sache. Mit der Zeit wurden auch von den Kleinbauern in den jungen Kulturen nahezu vollmechanische Hackmaschinen eingesetzt. Da diese gleichmäßig sich wiederholende Hackbewegungen ausführten, mussten beim Bepflanzen der Kulturen die Abstände zwischen den Reihen und den Pflanzen genau eingehalten werden. Mancher Schüler jener Jahre, in denen die Pflege der Felder viel Handarbeit verlangte, fand zu Hause, wenn er aus der Schule kam, einen Zettel vor, auf dem stand, auf welchem Feld man ihn möglichst bald erwartete. Sei es bei den Dickrüben, beim Tabak oder bei den Kartoffeln.

2003 beschäftigte der einzige verbliebene Familienbetrieb in Friedrichstal, die Familie Füzler, gleich neben der Getreidemühle, außer sich selbst noch mehrere saisonale Fremdarbeiter, um die erforderliche Pflege der Kulturen zu bewältigen. Ähnlich ist es in allen größeren Landwirtschaften, die sich auf eine oder zwei Sonderkulturen spezialisiert haben. Der Einsatz dieser Fremdkräfte ist teuer, doch geht es ohne diese oft schon seit mehreren Jahren gut eingespielten Helfer nicht, weder im Tabakanbau noch bei den Sonderkulturen Erdbeeren und Spargel.

Künstlicher Regen zur richtigen Zeit

Mit Hilfe der künstlichen Beregnung kann der Pflanze unzureichende oder ausbleibende Niederschläge ausgleichen und so das Wachstum der Pflanze fördern. Mit der künstlichen Beregnung wurde Mitte der 50er Jahre begonnen, wobei Traktoren als Antriebskraft für die Wasserpumpen dienten. In der Rheinebene konnten überall Brunnen im hochstehenden Grundwasser angelegt werden. Allerdings war auch beim Einsatz dieser Technik Vorsicht geboten, denn bei falscher Dosierung oder zu frühem Einsatz der künstlichen Beregnung konnten Qualität und Ertrag des Tabaks empfindlich gestört werden. Die Böden im Friedrichstaler Anbaugebiet waren wegen ihrer lockeren Struktur allerdings für die Beregnung gut geeignet, weil überschüssiges Wasser leicht wieder versickerte. Früher übliche Ertragsausfälle durch Trockenschäden konnten auf diese Weise deutlich verringert werden.



Beregnung eines Tabakfeldes

Krankheiten und Pflanzenschutz

Bis 1960 galt der Tabak als Ausnahme unter den Kulturpflanzen, da bis dahin auf dem Feld keine Spritzungen gegen Krankheiten und Schädlinge erforderlich waren. Zwar war der als „Katzschwanz“ (Katzenschwanz) bezeichnete Ackerschachtelhalm (*Equisetum arvense*) ein nur schwer auszurottendes Unkraut, weil es sehr tief wurzelte, doch schadete es den Tabakpflanzen unmittelbar nicht. Ein echter pflanzlicher Schädling, der auf Wurzelstöcken der Tabakpflanze als Schmarotzer wuchs, war *Orobanche minor*, der zu den Sommerwurzgewächsen zählt. Die Tabakbauern bezeichneten die blassweißen bis gelbliche, blattlose Blütenstände als „Duwaggmergl“ (Mergel, ausmergeln), weil diese, wie auch der verwandte „Klee-Würger“, den Tabakpflanzen Kraft entzogen. *Orobanche minor* war besonders an den älteren Friedrichstaler Sorten anzutreffen. Man zog die etwa 20 cm hohen Blütenstände aus dem Boden.

Die Blauschimmelkrankheit war eine Katastrophe und veränderte vieles. Als der Pilz *Peronospora tabacina* Adam 1960 zum ersten Mal auftrat, breitete er sich innerhalb weniger Wochen schnell aus. Auch die Tabakbauern in allen unseren Gemeinden entdeckten an den bereits erntereifen Pflanzen die ersten Symptome: auf der Blattunterseite zeigte sich ein dichter, graubläulicher Belag. Im weiteren Verlauf bildeten sich auf den Blättern zunächst gelbe, dann braune Flecken. „Blauschimmel“ gibt es auch als nützliche Pilze, so im Käse oder an den Beeren des Eisweins. Wie der lateinische Name besagt, handelte es sich bei „*tabacina*“ um einen Pilz, der speziell den Tabak befällt. Seine Sporen werden durch den Wind verweht und können sich schon an den Jungpflanzen bemerkbar machen. Deshalb muss das Saatgut gebeizt, die Aussaatbeete müssen mit geeignetem Gegenmittel geimpft und später die Pflanzen besprüht werden. Im Jahre 1959 war *Peronospora tabacina* Adam als Erkrankung zum ersten Male beobachtet worden. 1960 waren die Witterungsbedingungen ideal für dessen Ausbreitung. Die Tabakpflanzer standen diesem Pilz fast hilflos gegenüber. Ähnlich war es bei der ersten Ausbreitung der Kartoffelfäule oder der jedes Jahr gefürchteten Tomatenfäule. Wir erinnern uns, dass alle drei Arten zu den Nachtschattengewächsen gehören. Da die Krankheit vorher im Anbau nicht bekannt war, standen auch keine Präparate zur Bekämpfung und keine technischen Hilfsmittel zur Verfügung. Die Epidemie konnte sich damals ungehindert ausdehnen und fast die ganze deutsche Tabakernte vernichten. Mit staatlicher Förderung aus dem „Grünen Plan“ wurden schon für die Saison 1961

von den Tabakpflanzern Spritzgeräte angeschafft. Seit dieser Zeit hat man die Krankheit durch vorbeugende Maßnahmen weitgehend in den Griff bekommen. Durch die herben Verluste waren die Pflanzler allerdings verunsichert. In Deutschland ging der Tabakanbau von 1961 auf 1962 um 40 % zurück. Zwischen 1960 und 1962 verringerte sich die Anzahl der Pflanzler in der Bundesrepublik von 28.829 auf 14.446. Jedoch zeichnete sich schon 1956 ein deutlicher Rückgang ab. Damit ging auch eine wesentliche Reduzierung der Anbaufläche einher. Viele Familienbetriebe, die den Tabakanbau seit Jahrhunderten betrieben hatten, wollten das erneute Verlustrisiko und vor allem die Investitionen nicht mehr tragen. In dieser Zeit stellte die verarbeitende Industrie auch neue Anforderungen an die Tabakbauern, weil sie mehr Schnittware benötigte und für die Zigarettenware weniger bezahlte.

Beim Einwiegen des letzten Hauptguts im Januar 2003 bezeichnete einer der Aufkäufer die Ernte als recht gut. Wäre nicht hier und da der Blauschimmel aufgetreten, könnte man sie als sehr gut bezeichnen. Auf den Feldern war er sowohl in Büchenau wie auch in Friedrichstal im August in einzelnen Pflanzen zu beobachten, an der Sorte Burley und auch an Virgin. Die Pflanzen schienen geschwächt und die Blätter hatten braune Flecken bis zur Größe eines Euro. Die betroffenen Pflanzen waren insgesamt geschwächt. Tierische Schädlinge haben im Tabakanbau nur lokale Bedeutung. Blattläuse waren im Zusammenhang mit den Viruserkrankungen als Überträger zu bekämpfen, was in manchen Trockenjahren notwendig wurde. Andererseits ist die Tabakpflanze, wie oben erwähnt, besonders heute, da die Blüentriebe erst spät geköpft werden und im Spätsommer wieder nachwachsen, für Bienen, Hummeln und Schmetterlinge und die selten gewordenen Schwebefliegen in einer sonst eher blütenarmen Zeit eine reichlich aufgesuchte Nektarweide. Man kann im August auch verschiedene räuberische Wespenarten und Hornissen beobachten, selbst große Libellen, die dort auf Insektenfang gehen.

Früher und vielleicht auch heute gab es bei den Tabakpflanzern einer Heuschreckenart gegenüber Vorurteile. Es handelt sich um das Grüne Heupferd (*Tettigonia viridissima*), ein sehr anpassungsfähiges Insekt, das auch die Tabakfelder aufsuchte. Man bezeichnete es regelrecht als „Duwagghepfa“ (Tabakhüpfer). Während des Wachstums und der Erntezeit wurde es meist in dem noch nicht flugfähigen Larvenstadium angetroffen, von denen es 5-6 Stufen durchmachte, bevor das ausgewachsene Tier 5 cm erreichte. Die Eier werden mit

dem Legestachel in das Erdreich gelegt. Sie benötigen eineinhalb bis fünf Jahre bevor die Larven im April oder Mai schlüpfen. Es kommt auch heute in unseren Gärten oder in Wiesen und Feldern vor und ist übrigens ein ausgezeichnete „Sänger“, der bis in die Nachtstunden hinein weithin zu hören ist, wenn man darauf achtet. Das Grüne Heupferd fraß angeblich große Löcher in die Tabakblätter, die aber prozentual nicht als Schaden beziffert werden konnten. Tatsächlich ernährt sich das Grüne Heupferd fast ausschließlich von anderen Tieren wie Fliegen, Raupen und sogar von Kartoffelkäferlarven. Das schöne Tier kann deshalb nicht als Schädling bezeichnet werden, sondern ist eher ein Nützlichling. Dennoch wurde ihm, wurde es gefangen, der Kopf abgerissen.

Aus der frühen Tabakzeit in Friedrichstal wird davon berichtet, dass Heuschreckenschwärme die Ernte fast ganz vernichteten, so 1749. Es handelte sich dabei aber nicht um das friedliche Grüne Heupferd, sondern um Schwärme der europäischen Wanderheuschrecke (*Locusta migratoria*) die in früheren Jahrhunderten in Südosteuropa große Schwärme bildete, welche sich gelegentlich bis nach Deutschland ausweiteten. Sie lieben warmes, feuchtes Wetter und sandige Böden.

Auch die Engerlinge, genannt „Quadda“ (Larven des Feldmaikäfers, *Melolontha melolontha*), konnten die Wurzelstöcke befallen. Es gehörte zu den Kinderarbeiten, sie beim Pflügen gleich einzusammeln.

Während der Tabakbau durch Krankheiten nur selten größere qualitative und erträgliche Einbußen erlitt, wenn man einmal von dem Katastrophenjahr des Blauschimmelbefalls absieht, können Witterungsextreme eine größere Rolle spielen. Besonders die Beschädigung der Tabakblätter durch Hagelschlag war und ist eine ständige Bedrohung. In der Oberrheinebene können, wie wir alle wissen, schwere Gewitter und Wetterfronten wirksam werden, verbunden mit Hagelkörnern bis zu mehreren Zentimetern Durchmesser. So zerstörte ein einziges Gewitter im Jahr 2002 entlang der Rheinaue die Tabakfelder zu 100 %. Es gab dort keinerlei Tabakernte. Die Felder des Friedrichstaler Anbauers blieben verschont. Doch schon einzelne Löcher in den Blättern führen zu einer Wertminderung. Gegen das Hagelrisiko konnten sich die Tabakpflanzer durch eine Hagelversicherung absichern, diese war aber sehr kostspielig.

Diese Möglichkeit hatten die frühen Pflanzer nicht, als in den Jahren 1752 und 1774 / 1775 Hagel die Ernte in Friedrichstal vernichteten. In Wiegelisten kann

man immer wieder den Eintrag „Hagel“ begegnen als Ausdruck für dadurch verminderte Qualität, die entsprechend schlechter bezahlt wurde

Köpfen und Geizen

Eine Pflege besondere Art, die bei anderen Kulturpflanzen kaum Parallelen hat, ist das Entgipfeln und Ausgeizen der Tabakpflanze. Am ehesten kann sich der Laie das noch vorstellen, wenn er die artverwandten Tomaten im Garten anbaut. Da muss man auch ständig „Geizen“, die aus den Blattachsen wachsenden Seitentriebe entfernen. Beim Tabak unterbricht das Abschneiden des Gipfeltriebes vor der Blüte den Saftstrom, der sonst stark zur Blüten- und Samenbildung hin orientiert ist. Die Pflanze, die auf vollen Touren weiter produziert, wird gezwungen, den gesamten Strom in die seitlichen Blattteile zu leiten. Dies führt zweifellos zu einer starken Substanzanreicherung in den Blattanteilen, was die zu erzielende Erntemenge erhöht. Diese Arbeit musste jedoch sehr sachkundig gemacht werden und war, solange es keine Schutzhandschuhe gab, eine schmutzige Angelegenheit.

Als noch bis in die Nachkriegszeit der derbere Friedrichstaler angebaut wurde, „köpfte“ man diesen in einer Höhe von etwa 1 Meter. Die Erntearbeiter befanden sich deshalb mit dem Oberkörper immer noch oberhalb der Pflanzen. Auf den Feldern unseres Pflanzers in Friedrichstal oder auf denen der Büchenauer Tabakpflanzler waren beim Brechen des „unteren Sandblattes“ die Arbeiterinnen und Arbeiter nicht mehr zu sehen. Da blühten die Tabakpflanzen schon prächtig bis zu einer Höhe von 180 cm. Sie wurden in Friedrichstal erst nach diesem ersten Erntegang von Hand geköpft und ausgegeizt. In Büchenau besorgte diese Arbeit eine Köpfmaschine, die am Traktor befestigt war, der von der Arbeitsgasse im Feld aus operierte. Da konnte man wenigstens wieder die Köpfe der Erntearbeiter sehen. So hat sich im Verlauf von 60 Jahren die Behandlung der Tabakpflanze in Bezug auf den Arbeitsgang Köpfen also verändert. Was früher Tage dauerte, ist heute besonders auf den zusammengelegten Flächen in wenigen Stunden erledigt, wenn auch die manuell geköpften Flächen schonender behandelt werden.

Der Tabak wird gebrochen

Wenn Anfang Juli die unteren Tabakblätter eine leichte Gelbfärbung aufwiesen, wusste der Tabakbauer, dass die Ernte beginnen sollte. Die Blatternte führte jedes Jahr zu einer Arbeitsspitze in den Monaten Juli und August. Solange noch Tabak geerntet wurde, gab es auch im September noch einmal viel zu tun.



Das Tabakbrechen musste direkt am Tabakstängel erfolgen

Auf einer Fläche von 1 ha waren über 500.000 einzelne Blätter mit einem bestimmten Reifezustand zu pflücken, einzusammeln und aus dem Bestand heraus heim in den Betrieb zu transportieren. Freilich waren die Anbauflächen auf einem der typischen Streifenfelder wesentlich kleiner, meist zwischen 10 und 30 Ar. Ein mittlerer Tabakbauer in Staffort baute etwa 40 Ar an. Das waren dann immer noch 125.000 zu erntende und zu verarbeitende Blätter. Die Zeit für Arbeitswege für Mensch und Tier zwischen den weiter auseinanderliegenden Feldern war beträchtlich, bis sich schließlich die Traktoren durchsetzten und die Tabakfelder vergrößert wurden.

Diese Arbeiten mussten meistens in sommerlicher Hitze und bei der vom Tabak gewünschten relativ hohen Luftfeuchtigkeit ausgeführt werden. Besonders bei den früheren niedrigen Sorten wie dem Friedrichstaler boten die Pflanzen wenig Schutz.



Tabakbündel zum Transport



Tabakernte eines Vormittags

Bei einem Erntedurchgang wurden meistens 4 - 5 reife Blätter geerntet, sodass bei einem Blattbestand von rund 20 Blättern je Pflanze 4 - 5 Erntedurchgänge erforderlich waren, die sich meistens bis Ende August hinzogen. Solange noch der Nachtak geerntet wurde und kein früher Frost die Pflanzen unbrauchbar machte, dauerte die Ernte bis in den September. Das war dann auf dem Feld oft schon eine kühle Angelegenheit, zumal sich zwischen den Pflanzen das Unkraut insbesondere das Knopfkraut (*Garlinsoga parviflora*), ausbreitete, an dem der Tau haftete. Im Dialekt nannte man dieses Kraut „Nachschadda“ (Nachtschatten), obgleich es mit den Nachtschattengewächsen nicht verwandt ist.

Vor dem Zweiten Weltkrieg und noch in der Kriegszeit selbst war das Tabakbrechen aus späterer Sicht eine „Ramschernte“: Das ganze Blattgut wurde in einem Arbeitsgang von oben nach unten gebrochen. Das wertvollere Sandblatt wurde schon auf dem Feld von Haupt- und Obergut getrennt. Dabei wurden die Blätter einfach in unterschiedliche Richtungen in die Bindungen eingelegt. Bei den späteren Sorten wie dem Badischen Geudertheimer oder dem Burley wurden etwa 20 Blätter geerntet: 3-4 Blatt Grumpen, darüber 5-6 Blatt Sandblatt, darüber 5-6 Blatt Hauptgut und schließlich 3-4 Blatt Obergut. Das machte vier Arbeitsgänge erforderlich.

Bis Anfang der 50er Jahre herrschte während der Tabakernte im gesamten Dorf Hochbetrieb. „Jedes“, auch die Kinder, wenn sie große Ferien hatten, wurden benötigt. Den älteren Menschen der Familie überließ man Haus und Hof. Schon früh mussten die üblichen Stallarbeiten gemacht werden. Die Grumpensäcke wurden vorbereitet, die „Duwaggschdrigglen“ (Tabakstricke) oder die teureren und schonenderen Schnallengurte zum Zusammenbinden der „Berda“ (Bürde, Tabakbündel) waren schon nach der vorherigen Ernte sortiert, ausgebessert und bereitgelegt worden. In Friedrichstal bezeichnete man die Bündel frisch gebrochener Tabakblätter als „Bischl“ (Büschel).

Die Arbeiten überwachte der Bauer, während die Frauen für Getränke und einen Imbiss sorgten. Wie auch beim Auspflanzen wurden innerhalb der Großfamilien die gegenseitigen Hilfsleistungen beim „Duwaggbreche“ (Tabakbrechen) abgestimmt. Selbst von auswärts wurden Helfer gebeten. Zu Fuß oder mit dem Fahrrad ging es hinaus aufs Feld zu diesem oder jenem Gewinn. So mochte einer fragen: „wu brechad dia heid“? (wo brecht ihr heute?) Und zur Antwort

bekommen „am Kreuz“ (die Kreuzäcker). Damit waren in Staffort die Kreuzäcker in Richtung Weingarten gemeint. Vorne am Acker stand zu dieser Zeit meist noch ein Obstbaum, unter dem die Sachen abgelegt wurden.



Arnold Hauck mit Grumpensack

Es war zunächst die Aufgabe der kleineren Jungen, in den Pflanzreihen voraus zu kriechen, um an jeder Pflanze die Grumpen einzusammeln und in den „Grumbasagg“ zu stecken, den sie hinter sich herzogen. Das hatte mehr mit der schmutzigen Arbeit in einer Höhle zu tun als mit romantischer Feldarbeit. Die Buben und die Mädchen hatten auch die Aufgabe, in einer festgelegten Reihe die Stricke oder Gurte auszulegen, in die die nachkommenden Tabakbrecher oder Tabakbrecherinnen das Blattgut ablegten. Die Kinder hatten es schnell heraus, wie groß die Abstände sein mussten. Sie passten auch auf, dass die über die Schulter geworfenen Stricke oder Gurte sich nicht „verhoddad hen“ (verhedderten). In der Reihe war der Tabak nicht der Sonne ausgesetzt. Es war dann meist einer der Männer, der die „Berda“ oder „Bischl“ zu einem etwa 50 cm dicken Bündel sorgfältig zusammenband. Dazu gehörte großes Geschick, um die Blätter nicht zu verletzen.

Für das Kind, aber auch für die älteren Menschen konnte so eine Tabakreihe schier endlos erscheinen. Oftmals entstand besonders unter den Frauen eine Art

Wettstreit, wer am weitesten vorne war oder als Erste das Ende des Feldes erreichte. Sie galt als die, die einen besonderen „Vordl“ (Vorteil, Geschick) hatte, was in den Dörfern als besondere Tugend verstanden wurde, wobei „Frau“ darauf achtete, dass keine „schnuddelich“ (ohne Sorgfalt) arbeitete. So sollten die Blätter nicht einfach nach unten abgebrochen werden, sondern seitlich nach hinten, um die Stängel der Pflanze nicht zu beschädigen. Zugleich musste man die Blätter beim Brechen mit den Fingern so ordnen, dass sie gleichmäßig übereinander zu liegen kamen. Bei all dem war es das wichtigste Gebot, die empfindlichen Blätter nicht zu verletzen oder gar zu zerreißen. Ein zerrissenes Blatt landete beim Verkauf bei der schlechtesten Sorte.

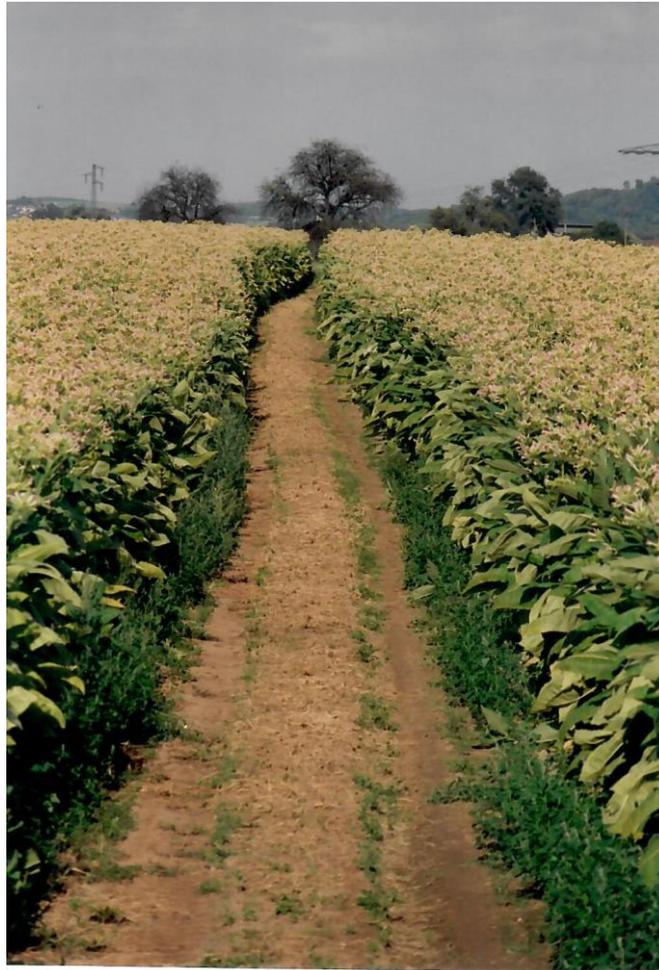
Erst als man das Ende der Brecharbeit absehen konnte, wurde zu Hause das Fuhrwerk geholt und die dicken Tabakbündel eines nach dem andern in einer bestimmten Weise aufgeladen. Die grünen Bruchstellen der Blätter schauten dabei nach außen. Jedem dieser Fuhrwerke, ob es nun von Kuh oder Pferd gezogen wurde, musste man eine gewisse Hochachtung für die Arbeit am Vormittag zollen. War die Ernte gut geraten und alles mit der notwendigen Sorgfalt eingebracht, konnte man auch von Stolz sprechen.

Dem geladenen Fuhrwerk sah man nicht die Mühe des Aufladens an. Solange die „Ramschernte“ betrieben wurde, konnte das Viehgespann einfach über die abgeernteten Strünke fahren. Es blieb dann für den Nachtak immer noch genug stehen, zumal die jetzt aller Blätter beraubte Tabakpflanze sich sehr schnell wieder regenerierte, lange Triebe bekam und je nach spätsommerlicher Wärme auch reichlich Blätter und Blüten.

Schwieriger wurde dies, sobald unterschiedliches Blattgut von unten nach oben geerntet wurde. Da konnte der Bauer nicht mehr in das Feld hineinfahren. Hatte man Glück war nebenan ein abgeerntetes Feld. Das konnte nur eines der Getreidefelder sein. Doch diese wurden, solange es Viehhaltung gab, sofort nach der Ernte umgepflügt und mit den „Weißrüben“ eingesät, die kurz vor Wintereinbruch geerntet werden konnten und die der Milch den besonderen Weißrüben-Geschmack gaben. So blieb keine andere Wahl, als das gesamte Blattgut aus dem Feld heraus an die Straße oder den Feldweg zu tragen.

Das war eine Plackerei, verbunden mit viel Mühe und Schweiß aller beteiligten Familienmitglieder.

Später, als besonders die Bekämpfung des Blauschimmels den Einsatz von Spritzmaschinen erforderlich machte, legte man in dem Feld eine Arbeitsgasse an, in der anfänglich noch „Grumbiara“ (Kartoffeln) oder „Diggriwa“ (Dickrüben oder Runkelrüben) angepflanzt wurden. Der vermehrte Einsatz von Traktoren zwang aber dazu, diese Praxis bald ganz aufzugeben.



Fahrgassen im Tabakfeld

Die Kinder und Jugendlichen waren bei all diesen Arbeiten unverzichtbare Mithelfer und Arbeitskräfte, selbst die, die keine eigene Landwirtschaft zu Hause hatten. Sie mussten auch im Haus, im Stall und im Garten ihre Dienste tun. Manches Schulkind jener Zeit erinnert sich nicht gerne an das „Duwaggschäfd“ (Tabakanbau, Tabak brechen, einfädeln), das in den Sommerferien lag. Noch heute erinnern sie sich, wie sehr sie dies gehasst hatten.

Erst Einfädeln, dann Zusammennähen

Auf dem Hof wurden die Bürden abgeladen und in der Scheune oder unter dem Schopf auf dem kühlen Boden gelagert, um zu verhindern, dass in den Tabakbündeln schädliche Gärungshitze entstand. Das konnte leicht geschehen. Der Tabak bekam dann „Brandschäden“. Dies war auch der Grund dafür, dass die Mittagspause mit dem Essen und Trinken – nicht selten gab es da ein Glas kühlen Mosts aus dem Krug oder Wasser aus dem Brunnen – nicht lange dauern konnte sondern die Arbeit des „Eifäddla“ (Auffädeln) bald beginnen musste.



Friedrichstaler Einfädelmethode mit Nadelspitze gegen den Körper gerichtet



Stafforter Einfädelmethode mit Spitze weg vom Körper

Zuerst aber wurden am Brunnen im Hof oder in der Küche die pechschwarzen, mit einer dicken Schicht geronnenen Tabaksafts verklebten Hände gereinigt. Schon auf dem Feld hatte man sie mit einer Handvoll sandiger Erde vorgereinigt. Ein dickes Stück Kernseife und eine Bürste halfen jetzt. In der Zeit der Tabakernte hatte niemand weiße Hände. Man hatte eben „Duwaggfinga“ (Tabakfinger), da Latexhandschuhe noch nicht verbreitet waren.



Einfädeln eine traditionelle Frauenarbeit

Auch den Tabakanbau erfasste die Preis- Kosten- Spirale der Technisierung. Seit Jahrzehnten wird nun schon mit Maschinen experimentiert, um die Ernte zu mechanisieren, bisher leider ohne durchschlagenden Erfolg. Da die Anforderungen des Tabakmarktes insbesondere an die Blattbeschaffenheit und Unversehrtheit des Blattes hoch sind, konnte diese Technik bisher nur schlecht Fuß fassen. Das Bestreben bei der Ernte lag in allen Zeiten darin, das Tabakblatt in seinem idealen Reifezustand ohne Beschädigung zu pflücken, um es der weiteren Verarbeitung zuzuführen.



Eingefädelt Tabakbandelier

Allerdings brachte die Einführung der Einfädemaschine und später der Einnähmaschine mit den notwendigen Arbeitsgassen auch für die Erntearbeit auf dem Feld eine Änderung.



Die Tabaknähmaschine erzeugt ebenfalls Bandeliere

Das Blattgut konnte ohne vorherige Bündelung auf entsprechend ausgerüsteten Anhängern abgelegt werden und wurde von dort aus auf dem Hof direkt auf das Laufband der Maschine gelegt, die das Blattgut nun nicht mehr einfädelt, sondern zusammennäht und am Ende jedes „Bandeliers“ mit einer Schlaufe zum Aufhängen versah. 2-3 Personen mussten das Blattgut gleichmäßig auflegen. Eine überwachte die Nähmaschine, während die zweite die fertigen Bandeliere abnahm und zum Trockengestell brachte. Das alles musste sehr schnell gehen, weil die Zeit im wahrsten Sinne Geld in einem Betrieb war, der sich nicht mehr auf die Familie verlassen konnte, sondern auf zusätzliche Arbeitskräfte aus dem Ausland angewiesen war, die bezahlt werden mussten.

Eine weitere Rationalisierung im Ernteprozess der Sorten Geudertheimer und Burley brachte die Einnähmaschine, die direkt auf dem Feld eingesetzt wird. Vom Traktor aus verläuft ein Förderband über die halbe Breite des Tabakfeldes zwischen den Arbeitsgassen oder dem Feldrand. Die Arbeiterinnen und Arbeiter brechen das Blattgut und legen es oben auf das Förderband. Dieses transportiert das Blattgut zum Vorsortierer und zur Nähmaschine. Von dort aus werden die

fertigen Bandeliere auf die nachfolgenden Anhänger gelegt und nach einer festgelegten Dicke durch Bretter getrennt, um den Druck auf das Blattgut zu verringern. Dabei bewegt sich der Traktor mit sämtlichen Anhängseln in einem Tempo vorwärts, das Maschine und die Brecher und Brecherinnen bewältigen können. Diese klemmen sich beim Brechen die Blätter zwischen die Beine, tragen sie zum nachfolgenden Förderband und müssen sie dann hoch über ihrem Kopf ablegen. Man muss diese Arbeit als sehr anstrengend bezeichnen. Die Bandeliere werden direkt zu den Folientunneln gefahren, in denen sie auf zwei Ebenen zum Trocknen aufgehängt werden. Dieses Verfahren wendet der Pflanze Schwandner an.

Anders wird bei der Sorte Virgin verfahren. Da das Blattgut im Ofen getrocknet wird, presst man es in stählerne Gestelle, die später passgenau in den Trockencontainer auf dem Hof passen. Es kann pro Gerät nur einmal in der Woche beschickt und entladen werden.

In früheren Jahren vor der Halbmechanisierung musste alles was sich regen konnte, vom Schulkind bis zum Greis, bei der Einfädelarbeit helfen. Man saß im kühlen Schatten der Scheune oder des Schopfes auf niedrigen Sitzgelegenheiten mit dem Rücken gegen eine Wand gelehnt, die Beine mehr oder weniger ausgestreckt, oder auf einem „Duwaggschdihle“ (Tabakstühlchen) oder auf einem mit Stroh gefüllten Kartoffelsack. Da die Balken und Stangen in Scheune und Schopf unterschiedliche Maße haben konnten, musste der Zuschneider darauf achten, dass nicht zu wenige und nicht zu viele Schnüre geschnitten wurde. In Friedrichstal legten die ehemaligen Pflanze, wenn man mit ihnen über den Tabak spricht, noch heute Wert darauf, dass man die Schnüre nicht etwa erst während des Tabakgeschäfts zuschnitt, sondern schon im Winter, und sie auf einer Seite mit den Schlaufen versah. Überhaupt klingt aus Gesprächen mit Friedrichstaler Pflanzern noch heute das hohe Selbstbewusstsein heraus, eben die Ersten und die Besten gewesen zu sein. Das wird durch die Besonderheiten in ihrem Dialekt noch gestärkt.

„Jedes“, wie man im Ortsdialekt für Mann, Frau oder Kind ganz „neutral“ sagte, bekam ein Bündel dieser Fäden. Die 25-30 cm lange Tabaknadel bestand aus flachem Stahl und hatte eine scharfe Spitze, vor der sich die Hände und Finger hüten mussten. In die längliche Öse wurde nun die dünne Hanfschnur gezogen, mit einem einfachen Knoten befestigt und an deren Ende eine ganz bestimmte

Schleife gemacht, deren Öffnung nicht zu groß und nicht zu klein sein durfte. War sie zu groß, wurde das Bandelier zu kurz; war sie zu klein, konnte der Aufhänger mit dem Daumen nicht hineingreifen. Da konnte man gelegentlich von oben aus dem Gebälk den Aufhänger schon einmal herunterrufen hören: „Machad amol eia Schlipf a bissl greesa!“ (macht mal eure Schleifen ein wenig größer). Die Reihenfolge konnte auch umgekehrt sein: erst wurde die Schlinge gemacht und dann der Faden an der Nadel befestigt. Es gab lokale oder persönliche Unterschiede beim Halten der Nadel. Die einen hielten sie von sich weg und schoben die Blätter mit den Ecken der Blattrippen auf, bis die Nadel fast voll war. Dabei musste vollständig durch die glasige Blattrippe gestochen werden. Beim Sandblatt war das kein Problem, doch beim stärkeren Haupt- oder Obergut brauchte man für das Stechen auch Kraft in den Fingern. Beim kleineren Nachtak wurden die größeren Blätter auch seitwärts durch die Rippe gefädelt, die kleineren durch die Mitte. Andere Einfädlerinnen oder Einfädler hielten die Nadel in Richtung ihres Bauchs, wieder anderen fanden sie seitwärts besser. Dabei musste man aufpassen, dass die frischen Rippen nicht platzten, weil solche Blätter später ausfallen würden. Auch ging ständig die Angst um, es könnte sich jemand, besonders ein Kind, in eine Tabaknadel setzen.

Zum Einfädeln legte „jedes“ ein kleineres Bündel Blätter auf den Schoß. War die Nadel voll wurden die Blätter sorgfältig auf die Schnur geschoben, nicht zu dicht und nicht zu dünn, um das angefangene Bandelier gleichmäßig neben sich ausgebreitet. Das verhinderte nicht nur die Beschädigung der Blätter, es zeigte sich auch, wie gut „jedes“ einfädelt. Dabei gab es einen regelmäßigen Wettstreit an Schnelligkeit und Ordentlichkeit. Der restliche Faden wurde mit einem kurzen Rütteln von der Nadel gelöst. Das volle Bandelier wurde am Nadelende dann mit einer weiteren Schlaufe versehen, sorgfältig zweimal gefaltet und auf einem Stapel vor den Füßen abgelegt. Auf diese halbrunde Beuge war man richtig stolz. Sie wurde auch von anderen kritisch begutachtet. Von dort holte meist eine männliche Person einige Bandeliere und band sie zu einer Bürde zusammen, die nun mit Seil und Rollen nach oben in den Schopf oder in die Scheune gezogen wurde.



Mit einem Seil an der Umkehrrolle wurden die Bandeliere hochgezogen

Oben wurden die Bürden auf Laufbrettern abgelegt und zuerst an den Dachsparren an kleinen Nägeln im Abstand von etwa 10 cm aufgehängt. Später folgten die unteren, waagrecht Stangen, die einen Abstand von etwa 1 m hatten. Absturzgefahr bestand für die Männer oder Jungen immer im Gebälk, und man hörte hier und da, es sei „oina von da Scheia nunna gschderzd“ (einer von der Scheune heruntergestürzt). Wer Glück hatte fiel in Heu oder Stroh. Im Heimatmuseum in Friedrichstal kann man neben den Tabaknägeln auch kleine Holznägel sehen, die in die Sparren und Stangen eingesetzt wurden. Auf dem Speicher der Kirche in Friedrichstal befinden sich noch heute solche Holznagelreihen, denn auch dort wurde, wie schon erwähnt, Tabak aufgehängt.



Bis zu drei Stockwerke mit je drei Ebenen Gerüststangen hatte der Tabakschopf

In mühseliger Arbeit wurden also die Blätter mit einer Nadel auf Fäden gereiht, was bis nachts um 23 Uhr dauern konnte. Um die Arbeitskräfte vor dem Einschlafen zu bewahren, aber auch um der Geselligkeit willen, wurden in früheren Zeiten Lieder gesungen. Besonders die Frauen verfügten über einen großen Schatz an Kirchen- und Volksliedern. Es wurde aber auch viel erzählt, gescherzt und gelacht, wenn sich jemand mit der Nadel gestochen hatte. Auch der Dorfklatz war mit dabei. Man war nicht unter sich, sondern man hatte Nachbarinnen und andere Verwandte und Bekannte gefragt, die gerade selbst kein Tabakgeschäft hatten. Manche kamen gleich mit ihrer eigenen Nadel und ihrem Einfädelstühlchen. Bis heute hat man das unter den Senioren nicht vergessen: „die wa als bei uns beim Eifäddla“ (die war bei uns beim Einfädeln). Ja es soll auch manche junge Liebe beim Einfädeln im Spiel gewesen sein. Auch verdingte man sich als „Einfädlerin“ nicht, bis „Frau“ wusste, wo besonders gute Verhältnisse herrschten, beim Essen und Trinken und auch, wenn es denn so war, beim Entgelt. Ein Schinken- oder Wurstvesper am Abend konnte aus heutiger Sicht ein wahrer Genuss sein.

Auch dazu hatte unser spruchweiser Bauer einen Aphorismus: „Middl in da Ean ess i da Schunga gean (Mitten in der Ernte ess ich den Schinken gerne).“

Damit war nicht nur die Getreideernte gemeint, sondern sicher auch die Tabakernte, denn bei beiden Geschäften wurde viel geschwitzt, und die gesalzenen Fleischwaren aus der Vorratskammer glichen den Salzverlust sehr gut aus.

Später wurde dann vom Rundfunk die Aufgabe des Wachhaltens und der Unterhaltung der Arbeitskräfte mit übernommen, und als zuerst die Einfädelmaschine und dann die sogenannte „Einnähmaschine“ die Bandeliere erzeugte, galt nur noch das Tempo, und mit dem Singen und Erzählen war es vorbei. Mit den Maschinen konnten auch größere Tabakerntemengen noch am gleichen Tag eingenäht und aufgehängt werden.

So wurde der Tabak getrocknet

Bei der Lufttrocknung der Tabake der Sorten Burley und Geudertheimer musste der Pflanzler immer auf eine gute Belüftung des Tabakschuppens achten, damit die Blätter nicht anfangen zu faulen, was nicht immer leicht war. Deshalb waren früher die Schöpfe offen und nur mit Brettern, die Spalten enthielten, abgedeckt. Die Ziegeldächer wurden dadurch gelüftet, dass einzelne Dachziegel mit Stöckchen hochgestellt wurden. Das Hochstellen und wieder Herunterlassen der Ziegel waren eine unangenehme Arbeit, bei der man sich oft genug die Finger einklemmte. Manche Dächer wurden mit „Lüftungsziegeln“ versehen, die immer offen waren.

Die Lufttrocknung dauerte je nach Erntestufe und Witterung zwischen vier und zehn Wochen. Der Tabak war zum Abhängen reif, wenn sich die Blattmasse von grün zu braun gut verfärbt hatte, möglichst wenig Feuchtigkeit besaß, die Blattrippe völlig braun eingeschrumpft und weitgehend trocken war. Beim Abhängen musste das Tabakblatt die richtige Feuchtigkeit besitzen. War es zu feucht, blieb es zusammengeballt, war es zu trocken, zerbröselte es. Zu nass abgehängter Tabak fing leicht an zu schimmeln oder zu faulen, sodass er wertlos wurde. Das ist auch heute noch so.



Tabak aufhängen war immer eine waghalsige Angelegenheit



Getrockneter Tabak in einem traditionellen Tabakschopf



Typischer Tabakschopf aus den 1960er Jahren in Staffort

Der klassische Tabakschuppen wurde in früheren Jahren direkt im Gehöft als Verbindung zwischen Wohn- und Wirtschaftsgebäude oder hinter der Scheune im Garten errichtet. In Friedrichstal stand er frei und quer zum Wohnhaus. Bedingt durch die Spezialisierung im Tabakbaubetrieb und der einerschreitenden Flächenerweiterung in den vergangenen Jahren mussten sehr häufig neue Trockengebäude erstellt werden. Besonders in den 60er und 70er Jahren wurden mit staatlicher Unterstützung moderne Tabaktrockenspeicher mit entsprechenden technischen Einrichtungen geschaffen.

Dabei wurde der Tabak am Boden in normierte Gerüste gehängt. Diese wurden mittels einer besonderen und elektrisch betriebenen Vorrichtung dann in die Höhe gezogen. So wurde der Tabakschopf von oben nach unten immer mehr angefüllt. Beim Abhängen des Blattguts verfuhr man dann genau umgekehrt. Ein Herumklettern der Tabakpflanzer unter den Sparren oder oben auf den Stangen war dabei nicht mehr notwendig. Der ganze Arbeitsvorgang wurde deutlich rationalisiert. Heute ist in Friedrichstal nur noch ein einziger Trockenspeicher dieser Art in Betrieb. In Büchenau sind es mehrere. Doch in den ehemaligen Tabakbaugemeinden stehen noch einzelne Exemplare als teils verwitterte, hoch aufragende Holzkonstruktionen, die noch dazu verwendet werden, Tabak aus der Nachbargemeinde Büchenau zu trocknen. In Staffort stehen noch zahlreiche geeignete Trockenschöpfe.



Tabakschopf aus den 1980er Jahren mit neuer Mechanik



Tabak aufhängen vom Boden aus bequemer und sicherer

Bedingt durch die starke Kostensteigerung auf dem Bausektor war der Bau dieser technisch modernen Trockenspeicher finanziell nicht mehr vertretbar, sodass man nach anderen Lösungen suchen musste. Diese bestanden darin, dass man einigermaßen stabile Trockenschuppen baute, die lediglich 2-3 Gerüste übereinander haben und auch vom Boden aus ohne Leitern behängt werden können. Zum Teil wurden diese mit Folien verkleideten Schuppen auch zur Anzucht von Tabaksetzlingen benützt. Der Pflanzler Schwandner in Büchenau nahm im vergangenen Jahr rechts von der Landstraße nach Neuthard mehrere dieser Trockenhäuser in Betrieb. Der Überhang an Erntegut wurde auch in Stafforter Trockenspeicher aufgehängt. Der typische, schwere Duft des trockenen Tabaks besonders im Nachbardorf Büchenau konnte im August bei entsprechenden Wetterlagen kilometerweit wahrgenommen werden, und Staffort und Stutensee hatten so wenigstens für ein paar Wochen den „Duft der großen weiten Welt“, der in alten Zeiten im Sommer so typisch war.

Aufbereitung des Rohtabaks für den Verkauf

Der beinahe gänzlich offene Weltmarkt für Tabak hat in den vergangenen Jahrzehnten zu einem hohen Wettbewerbsdruck geführt und auch die Qualitätsansprüche der Käuferfirmen enorm gesteigert. Für den Pflanzeur bedeutete das, dass er der Marktaufbereitung, das ist die gezielte Sortierung der Tabakblätter, genaues Augenmerk und größeren Arbeitsaufwand widmen musste. Bis vor 15 Jahren etwa, also zu einer Zeit als in unseren Gemeinden noch mehr Tabak angebaut wurde, sortierte der Pflanzeur selbst seine Ernte nach drei Bonitätsklassen, die zwischen der Pflanzenorganisation und der Käuferschaft vereinbart und in der EG Rohtabakmarktverordnung ausgewiesen worden waren. Diese wurden getrennt nach den Blattsorten zum Verkauf angeliefert. Die Beste Qualität konnte dann mit bis zu 20 % Preisauflschlag belohnt, schlechtere Qualität mit bis zu 20 % Abschlag bestraft werden. Heute sortiert der Pflanzeur die dritte Güteklasse aus und liefert sie getrennt. Die Bestimmung der ersten und zweiten Güteklasse wird dann während des Verwiegens vom sogenannten „Bonitierer“ vorgenommen, nicht um den Preis zu verändern, sondern um die vertraglich vereinbarte Qualität zu überprüfen.



Tabaksortieren dient dem Entfernen minderwertiger Blätter



Ein Tabakbündel-Stuhl

In früheren Zeiten wurden die sortierten Tabakblätter zu Büscheln von je ungefähr einem oder anderthalb Kilogramm zusammengebunden. Das war in den Betrieben die Tabak anbauen, die typische und aufwendige Winterarbeit. Es war wieder ein riskantes und mühevolles „Duwaggschäfd“ (Tabakarbeit), jedes Bandelier aus Scheune oder Schopf zu holen. An einem geschützten Ort saßen dann meist mehrere erfahrene Frauen oder Männer vor einer der hölzernen, viereckigen Formen, in die das Trockengut sorgfältig eingelegt und zusammengepresst wurde. Jedes so entstehende „Duwaggbischl“ (Tabakbüschel) erhielt dann eine Umschnürung am oberen Ende. Der Tabak war so schön „gebüschelt“ und bereits in handlichen Portionen für die spätere Fermentierung vorbereitet. Durch die spätere Umstellung der Käuferfirmen auf eine rationellere Bearbeitung im Tabaklager war es möglich, auf „Pflanzerballen“ umzustellen. Heute gibt es sogar Firmen, die den Tabak in international üblichen großen Kartons übernehmen.



Tabakbündel beim Transport

Dies bedeutet eine enorme Arbeitserleichterung auch für die Pflanzer. In einem Raum befinden sich heute ein oder zwei kleine Fließbänder, auf deren oberes Ende die Bandeliere gelegt werden. Dort wird die Naht gelöst und die Schnur gleich auf eine Spule gerollt. 2-3 Personen sortieren nun die an ihnen vorbeilaufenden Blätter. Am Ende des Bandes werden sie von einer weiteren Person abgenommen und in hölzerne Formen gepackt, in die vorher Verpackungsschnüre gelegt wurden. Die Trockenware wird locker bis fest in die Form gedrückt. Zuletzt wird das Erntegut mit mehreren Schnüren zusammengebunden. So kann es leicht gestapelt und transportiert werden. Ist das Blattgut richtig getrocknet und hat es die notwendige Feuchtigkeit, kann man es als schmiegsam und plastisch bezeichnen. Es ist deshalb nur mit Gewalt zu beschädigen.

Kriegszeiten

Wir sind am Ende der zahlreichen Arbeitsgänge, die der Tabakanbau verlangte und die sich in vielfältiger Weise veränderten, bis sie schließlich ganz der Vergangenheit angehörten. Doch wie war das während des Ersten und insbesondere während des Zweiten Weltkriegs im vergangenen Jahrhundert?

Damals waren mit wenigen Ausnahmen alle wehrhaften Männer an der Front. Zuhause geblieben waren die Frauen und Kinder und die alten Menschen. Viele der Männer kehrten nicht zurück. Man kann ihre Namen auf unseren Gedenksteinen nachlesen. In diesen Kriegsjahren waren es deshalb die Frauen und die Kinder, die alle erforderlichen Arbeiten für den Tabakanbau verrichten mussten. Daneben sollten alle anderen landwirtschaftlichen Arbeiten auf Feld und Wiese, in Scheune und Stall, in Garten und Küche geleistet werden, auch die im Wald zur Beschaffung von Holz und Streu. Niemand kann sich daran erinnern, dass in dieser Zeit Felder brach gelegen hätten. Im letzten Krieg spielte der Arbeitseinsatz besonders von französischen Kriegsgefangenen und deportierten Zwangsarbeitern, ja selbst von Kindern aus den eroberten Gebieten im Osten, Russen und Ukrainer, also Männer wie Frauen in der Dorfgemeinschaft eine wichtige Rolle. Es gab fast kein größeres Anwesen, in dem sie nicht ganztägig oder halbtags eingesetzt wurden. Sie gehörten, dies wurde aus zahlreichen Gesprächen mit älteren Bürgerinnen klar, meist sehr eng zur Familie. Manche erhielten sogar die Erlaubnis, im Haus und nicht im Lager zu schlafen. Man kennt ihre Namen noch heute. Sie sollten nicht vergessen werden. Sie spielten eine große Rolle als Rettungskräfte, als unsere Dörfer bombardiert wurden. Doch auch unsere Frauen und Kinder leisteten in diesen Kriegsjahren Unvorstellbares. So war es selbstverständlich, dass junge Mädchen den Pflug und das Gespann führten und zehnjährige Jungen mit dem Pferd umgehen konnten. Viel guter Rat und Unterstützung kam sicher von den Großmüttern und Großvätern, die sehr geachtet waren wegen ihres Wissens und ihrer Erfahrung. Im Zweiten Weltkrieg kam der Krieg auch nach Deutschland, zunächst durch die Bombardierungen und ab 1944 durch die schier pausenlosen Angriffe der alliierten Tiefflieger, die ihre Basen in Frankreich hatten. Immer wieder erzählen unsere Seniorinnen, die damals Jugendliche oder Kinder waren, wie sie bei der Arbeit auf dem Tabakfeld unter einem Feldbaum oder zwischen den Tabakreihen liegend, Schutz suchten.

Nicht nur sie, sondern auch die Kriegsgefangenen und deportierten Helferinnen und Helfer.

Man sagt die Bombardierung von Spöck am 19. Oktober 1944 sei deshalb geschehen, weil Aufklärungsflugzeuge in den Dorfstraßen, die mit Wiegegut beladenen Wagen für Militärfahrzeuge hielten. 1944 wurde die Tabakernte noch eingebracht, wenn auch unter großen Schwierigkeiten. Tabak war eine wichtige Kriegsproduktion. In den Päckchen an die Front fehlte er selten und wurde an die Soldaten auch in Rationen ausgegeben. Wegen der fehlenden Importe war die Kriegsversorgung besonders gegen Ende des Krieges wichtig. Tabakwaren konnten nur gegen rationierte Bezugscheine gekauft werden. Doch ab 1944 verringerte sich die Anbaufläche. Bis zur Währungsreform kam der Tabakanbau in den Hardtgemeinden weitgehend zum Erliegen. In Teilen von Blankenloch, in Spöck und insbesondere in Staffort (80 % Zerstörung) gab es praktisch keinen Trockenraum mehr. Erst nach der Währungsreform erreichte der Tabakbau in den Dörfern wieder seinen früheren Umfang.

Schon immer war es für jeden deutschen Bürger erlaubt, bis zu 100 Pflanzen steuerfrei anzubauen. Das wurde jedoch selten praktiziert, weil eine zu einseitige Tabakware entstand. Für einen ordentlichen „Glimmstängel“ kommt es darauf an, dass viele unterschiedliche Tabakblätter gemischt werden. Dennoch wurde dieser „Scheunentor- Brasil“ hergestellt und im Tauschhandel in der Nachkriegszeit bis zur Währungsreform zu vielfältigen Geschäften verwendet. Da auch die Fermentation zusammengebrochen war, versuchte man es mit Hausmitteln: So wurden mehrere Tabakbüschel wasserdicht in einem Bündel verpackt. Man verwendete dazu das oben erwähnte robuste Ölpapier. Diese Packen wurden dann tief im Mist vergraben. Dieser gab die notwendige Wärme für den Fermentationsprozess, in dem Fermente entstehen, die in Eiweiße, Zucker und andere Stoffe umgewandelt werden. Eine kleine Portion Tabak hätte diese Wirkung ohne die Hilfe der Mistwärme nicht gehabt. Für den damaligen Zweck reichte es, und auch der Autor erinnert sich gut an diese Praxis. Damals kamen auch die kleinen Schneidmaschinchen auf, scharfe Hackmesserchen vor einer Holzform, mit der dann „Feinschnitt“ hergestellt wurde. Das Zigarren- oder Stumpendrehen von Hand wurde zu dieser Zeit ohnehin noch beherrscht.

Tabakverkauf und Fermentation

Rückblickend schadete dieser „Nottabak“ der Nachkriegszeit dem Image des deutschen Tabaks. Er machte ihn zu einem minderwertigen Produkt. Dies auch vor dem Hintergrund, dass sich die Geschmacksrichtung, besonders im Zigarettenkonsum änderte. Die Orientzigarette wie R6, Attika oder Overstolz blieb als ursprünglich akzeptierte und eher milde und liebliche Geschmacksorte erhalten.

Doch nicht nur die Kriegsgefangenen der westlichen Alliierten, allen voran die USA, sondern deren Besatzungstruppen selbst, brachten den „American Blend“ (amerikanische Mischung) ins große Geschäft. Die „Camel“ und andere Rauch- und Imponiergenüsse dieser Art begannen den Zigarettenmarkt zu erobern. Daneben aber hielten sich die mit dem Etikett „naturrein“ versehenen Marken, wie die als „echt im Tabak“ bezeichnete „Reval“, die „Roth-Händle“ aus „echt deutschem Tabak“ oder die „Bali“ aus dem Saarland, deren Name Exotisches versprach. Die Sorten Badischer Geudertheimer der Badische Burley, eine zufällig in Ohio entdeckte Mutation mit weniger Chlorophyll (Blattgrün), und der Virgin mit seinem etwas süßlichen Geschmack, beherrschten bald auch die Anbauflächen in unserem heutigen Stadtgebiet und lieferten, in vielfältiger Weise gemischt, den „Naturgeschmack“. So ist es bis heute geblieben. Der in Friedrichstal verbliebene Pflanzler fermentiert allerdings ausschließlich Ware für die Zigarettenherstellung, also Geudertheimer, baut aber Burley an.



Tabakverwiegung in Staffort Weingartener Straße vor 1960

Frankreich

Jenseits der Grenze, in Frankreich, galt bis Mitte der 70er Jahre das staatliche Monopol. Es bestimmte die Anbaurichtung und die gesamte Produktion. Es wurden nur zwei Sorten produziert. So galt auch bei uns das Vorurteil: „der Franzose raucht nur Schwarze“. Das war die bekannte „Gauloise“. Mit dem EG-Vertrag wurde der Tabakhandel liberalisiert. Die deutsche „blonde“ Zigarette hat heute einen Marktanteil von etwa 40 % in Frankreich. In der einzigen Zigarrenfabrik in unserem Gebiet, im benachbarten Obergrombach, werden heute ausschließlich ausländische Tabake verarbeitet, wobei die hochwertigen Tabakwaren immer noch halb mechanisch oder von Hand gefertigt werden.

Von der Willkür zum organisierten Verkauf

Für einen wirtschaftlichen Tabakanbau haben heute die Produktion und der Verkauf an die Verarbeitungsbetriebe gleichrangige Bedeutung. Der Tabak wurde in den Anfängen seines Anbaus nicht nach heutigen Verkaufsformen erfasst und angeboten. Apotheker und Drogisten waren die ersten Tabakhändler. Wenngleich die heutige Tabakvermarktung nach der EG-Rohtabakmarktordnung und dem mehrjährigen Vertragsanbau den Verkauf der Rohtabake geregelt hat, soll doch erwähnt werden, dass dies nicht immer so war.

Im 19. Jahrhundert verlief der Verkauf so, dass zur Zeit des Absatzbeginns im Herbst, zum Teil auch schon früher, Ortsmakler ihren Firmen über das Ergebnis der Ernte, die Menge und die Qualität berichteten und diesen hin und wieder auch Muster verschiedener Ernteanteile zur Besichtigung und Begutachtung übersandten. Das wäre im Grunde sehr verdienstvoll gewesen und hätte auch niemals den Unwillen der Tabakpflanzer erregen können, wenn nicht aus diesem Vorgehen Machenschaften entstanden wären, die an Betrug grenzten. Die Makler gingen nämlich von Pflanze zu Pflanze und nannten einen Höchstpreis, der ihnen zugesagt wurde. Das Dilemma für das Ende des 19. Jahrhunderts niedergehenden Qualitätsanbau lag hauptsächlich darin, dass bei der Preisbildung überhaupt kein Unterschied hinsichtlich der Qualität von einem zum andern Pflanze gemacht wurde. Es kam lediglich darauf an, durch gute Überredungskunst und Beschwichtigung der Pflanze einen möglichst niedrigen Preis für die Rohtabake zu erhalten. Wie damals der zu Grunde gelegte Ortspreis zustande kam, war in der Regel ein Kapitel für sich, wobei Schmiergelder eine nicht unerhebliche Rolle gespielt haben sollen.

Eine juristische Grundlage war bei diesen Kaufabschlüssen nicht gegeben. Wenn zwischen einem in Wirklichkeit ungültigen Kaufabschluss und der Einwirkung die Konjunktur für Rohtabak sank, wurde die Abnahme des Tabaks zum verabredeten Preis entweder gänzlich abgelehnt oder aber ein neuer niedrigerer Preis ausgemacht. Ohne Übertreibung ist zu erkennen, dass der Tabakeinkauf um 1900 aus einer Kette von Machenschaften und Übervorteilungen bestand, die an Unwürdigkeit nichts zu wünschen übrigließen. Seit vielen Jahren ist der bundesdeutsche Tabakanbau straff organisiert. Die Produktion wird auf höchstem Qualitätsniveau betrieben und der Tabak gemeinschaftlich vermarktet. Es wäre deshalb unvorstellbar, wie es Ende des 19. Jahrhunderts geschah, mehrere 10.000 Tabakpflanzer im damaligen Deutschen Reich gegeneinander auszuspielen. Wenigstens teilweise verständlich wird es nur, wenn man die Verhältnisse vor Ort analysiert. Zum einen handelten viele Makler nicht nur mit Tabak, sondern auch mit Vieh, Getreide und was sonst noch in den Dörfern als Handelsware anfiel. Ein Verkauf ohne Makler war deshalb weitgehend unmöglich. Zum andern kam es in den bäuerlichen Betrieben in jener Zeit nicht selten zu empfindlichem Geldmangel. Da Sparkassen und Genossenschaften in der Regel noch nicht bestanden und man zudem versuchte, möglichst unkompliziert an Geld zu gelangen, lag es nahe, den einfachsten Weg zu gehen, nämlich zu dem Makler, den man persönlich kannte und der sich auch als Geldverleiher zur Verfügung stellte. Die Folge war, dass viele kleine Landwirte damals allmählich in äußerst drückende Abhängigkeit gerieten.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts war also die Zeit für eine völlige Neuorganisation des deutschen Tabakbaus überfällig. Allmählich hatte sich die Erkenntnis bei den Pflanzern durchgesetzt, dass der deutsche Tabakanbau nur durch Qualitätserzeugung und eine gemeinsame Verkaufsstrategie erhalten werden konnte. Dies führte in einer Zeit, als auch Vereins- und Parteigründungen eine sozialpolitische Rolle zu spielen begannen, zur Gründung von Tabakbauvereinen, die sich zunächst örtlich, dann auf Landesebene und schließlich im ganzen Reichsgebiet zusammenschlossen und organisierten. Im Heidelberger Abkommen des Jahres 1933 wurden alle Pflanzler verpflichtet, sich einem Tabakbauverein anzuschließen.

Der von der verarbeitenden Industrie verlangte Qualitätsanbau war bei den Pflanzern nicht leicht durchzusetzen, bedeutete er für die Pflanzler doch eine große Umstellung, wie die häufigere Pflege der Kulturen. Es wurde deutlich, dass

insbesondere den Bodenverhältnissen größere Aufmerksamkeit geschenkt werden musste. Dazu gehört auch die gezielte Düngung entsprechender Bodenqualität. Am ehesten waren die Pflanzler zu bekehren, deren Ernte von der im Entstehen begriffenen Zigarettenindustrie aufgekauft wurde. Es entstand die Kategorie der „Schneidegutpflanzler“, die in diesem Geschäft größere Verdienstmöglichkeiten sahen. Aus dieser Zeit stammt die Trennung in Zigarettentgut- und Schneidegutpflanzler.

Tabelle 4

Tabakflächen in der Pfalz und in Nordbaden zwischen 1873 und 1903

Jahr	Pfalz ha	Nordbaden ha
1873	5.336	6.777
1879	2.872	3.975
1885	3.258	4.215
1891	2.767	4.248
1897	3.080	6.189
1903	2.259	3.752

Pflanzler-Organisationen und Käufervertreter einigten sich darauf, ab 1921 für den Verkauf der deutschen Rohtabake das Einschreibungsverfahren (Versteigerung) einzuführen. Bei diesem Verkaufsmodus befand sich die Ware am Verkaufstag nicht im Einschreibungssaal. An den Tagen vor den Einschreibungen hatten die Interessenten Gelegenheit, die angebotenen Tabake in den Musterauflagen der einzelnen Orte zu begutachten. Der zuständige Landesverband hatte zuvor die Gewichtseinheiten der zum Verkauf anstehenden Tabake erfasst und lud nun rechtzeitig vor der Einschreibung alle Kaufinteressenten mit der Versendung einer Einschreibungsliste ein. Am Tag der Einschreibung versammelte sich dann Käufer und Vereinsvorstände in einem zentral gelegenen Ort, in unserem Raum in Heidelberg, Speyer, Offenburg, Schwetzingen oder Plankstadt.

Die Einschreibung lief in der Regel so ab: Der Tabak einer Verkaufsgruppe (Ortsverein) wurde aufgerufen, worauf die interessierten Käufer ein Erwerbsangebot schriftlich niederlegten. Nach Einsicht der Gebotszettel waren die Preisangebote den Verkäufern bekannt. Nun erteilte die Vereinsvorstandschaft den Zuschlag auf das Höchstangebot unter Bekanntgabe

der Kennziffer des Erwerbers und des Verkaufspreises. Bei nicht zufriedenstellendem Preisangebot konnte die betreffende Vereinsführung das Angebot auch zurückziehen. Diese Verkaufsmethode nach dem Einschreibungsverfahren hat sich, mit kurzer Unterbrechung während der Kriegs- und Nachkriegsjahre, bis 1970 gehalten.

Eine Ausnahme von dieser Praxis brachte die Kriegswirtschaft im Ersten Weltkrieg. Betrachten wir ein Beispiel aus dem Jahre 1919, also der Ernte des letzten Kriegsjahres 1918. Die Firma Friedrich Wilhelm Hauck in Staffort erhielt am 17. Januar von der Deutschen Tabakhandelsgesellschaft einen Bezugsschein für unvergorenen Rohtabak. Damit war die Firma berechtigt, von den aufgelisteten Pflanzern 100 Doppelzentner Haupttabak einzukaufen, abzuwiegen und zu übernehmen. Die Bestimmung stammte noch aus dem Kriegsjahr 1917, als der Tabakverkauf kontingentiert wurde. Ein Preis von 300 Reichsmark je 100 kg war in diesem Bezugsschein festgelegt. In der entsprechenden Wiegeliste vom 20. Januar 1919 werden die folgenden Stafforter Pflanzler aufgeführt. Auf eine genaue Straßenangabe wurde verzichtet. Alle wohnten in der „Weingartenerstraße 40“. Das war die Hausnummer der Familie Wilhelm Hauck, die selbst ein kleines Tabaklager bewirtschaftete.



Friedrich und Frieda Hauck – Eltern von Arnold Hauck

Tabelle 5**Tabaklieferanten an Fr. W. Hauck Stafford**

Tabakanbauer	Gelieferte Tabakmenge in kg
Fr. Wilhelm Hauck	893
Johanna Hauck	400
Mina Hauck	543
Karl Malsch Waldhüter	596,5
Samuel Gamer	394,5
Karl I Heidt	472
Karl II Heidt	215
Wilhelm III Malsch	614,5
Gustav Wwe Gamer	153,5
Julius Heidt	422
Ludwig Wwe Gamer	495
Wilhelm Bäcker Gamer	303
Wilhelm Wirt Gamer	510,5
August Kohler	285
Gustav Gamer	97
Wilhelm Gärtner Hauth	153
Friedrich Stober	509
Cornelius Hauth	608
Ludwig Mayer	120
Johann Ad. Hager	632
Peter jg. Heidt	428,50
Hermann Heidt	916
Julius Gamer	125

Wie oben erwähnt, konnte in den ersten Nachkriegsjahren 1945-1947 von einem geordneten Tabakanbau oder Tabakmarkt nicht mehr die Rede sein. Die Besatzungsmächte hatten ein Mitspracherecht und verlangten, dass die Tabake nur in der betreffenden Besatzungszone an die dort beheimateten Handels- und Industriefirmen verteilt und abgegeben wurden.

Die daraus erzielten Einkäufe waren von untergeordneter Bedeutung, da das Geld so gut wie wertlos war. Unvergessen für zahlreiche Tabakpflanzer war deshalb die Zeit, als sich der Tabak mehr oder weniger zu einer „Tabakwaren- und Zweitwährung“ entwickelte. Von dem Wirtschaftsgut Tabak, das zwar unter Kontrolle der Besatzungsmächte angebaut und vermarktet wurde, blieb in der

Regel immer noch ein dunkler Restposten beim Pflanze, der für den Erwerb von Baumaterial und sonstigen Gebrauchsgegenständen verwendet werden konnte.

Das ergab die Summe von 9850 kg Rohtabak, also rund 100 Doppelzentner. Neben dem festgelegten Preis von 300 Reichsmark je 100 kg enthält die Liste den Vermerk, dass es eine Nachzahlung von je 80 Reichsmark auf zwei Doppelzentner Rohtabak gab. Je 100 kg war eine Gebühr von vier Reichsmark zu entrichten. Die Liste zeigt in etwa schon die Verteilung der Rangordnung der Pflanze, wie sie auch später in Staffort noch galt. Auch fällt auf, dass Frauen und Witwen als Verkäufer aufgelistet sind. Ob es sich dabei um Kriegerwitwen handelte ist nicht bekannt. Denn die Liste der aus dem Ersten Weltkrieg nicht mehr zurückgekehrten Männer war groß. Für das kleine Dorf ist die Anzahl der Tabakbauern doch recht beachtlich.

Besonders in den durch die Fliegerangriffe stark in Mitleidenschaft gezogenen Dörfer der Hardt erwies sich der Tabakanbau als ein wahrer Segen. Durch die Tauschgeschäfte Tabak gegen Baumaterial und Bauleistungen war es möglich, viele Häuser und Gebäude wiederaufzubauen oder zu reparieren. Allerdings musste man bei diesen Geschäften sehr vorsichtig zu Werke gehen, da die Besatzungsmächte und die Zollbehörden oft überraschend Kontrollen und Hausdurchsuchungen vornahmen. Dabei wurden zum Teil empfindliche Strafen verhängt. Als im Juni 1948 eine neue Währung eingeführt wurde, konnten auch die Tabakpflanze wieder aufatmen, da sie ab der Ernte 1948 für ihre Ware auch wieder hartes und gutes Geld bekamen.

Die Gründung der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft im Jahr 1957 hatte zunächst keine Auswirkungen auf den nationalen Tabakmarkt. Allerdings wurde mit der gemeinsamen Agrarpolitik 1970 die Rohtabak-Verordnung verabschiedet, wonach die Zölle innerhalb der Gemeinschaft abgeschafft wurden. Die deutschen Tabakpflanze entschlossen sich 1970 innerhalb kürzester Zeit, allen Tabak über mehrjährige Anbau- und Lieferverträge zu vermarkten, um damit eine langfristige Preis- und Absatzsicherheit zu erreichen. Durch diese vertragliche Regelung, es wurden damals einheitlich dreijährige Verträge abgeschlossen, war es für alle beteiligten Pflanze und Käufer möglich, langfristige Betriebsplanungen ins Auge zu fassen.



Bei der Tabakverwiegung ist immer auch der Zoll dabei, der für die Steuereinnahmen zuständig ist.

Tabakanbau in der DDR

Unter den Bedingungen der „Sozialistischen Volkswirtschaft“ lag der Tabakanbau in den Händen der Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften (LPG) und der „Volkseigenen Betriebe“ (VEB). Die Umorganisation mit dem Ziel einer möglichst industriellen Produktion schon auf dem Feld, die freilich scheiterte, begann 1953. Die ursprüngliche Tabakverwertungsgenossenschaften in der Uckermark wurden aufgelöst. So haben in den volkseigenen Betrieben in Schwedt (nördliche Tabakverwertung) und die in Döbeln und Glauzig (südliche Tabakverwertung) „die Werktätigen ihre Planaufgaben stets erfüllt bzw. übererfüllt“. Produktionsziel war auch eine Verringerung der Abhängigkeit von Tabakeinfuhren aus Kuba, Simbabwe, Bulgarien und Kambodscha, die an die steigenden Weltmarktpreise gebunden waren. 1987 mussten etwa 80 % des Tabaks als Rohtabak oder als Tabakwaren importiert werden. Der „nahezu industriemäßige Anbau und die Erntemethoden“ machten pro Hektar aber immerhin 1600 - 4000 Arbeitsstunden erforderlich. Der heutige Durchschnitt in der Badischen Erzeugergemeinschaft beträgt ungefähr 1200 Arbeitsstunden und deutlich weniger.

Schon 1990 war der Arnold Hauck als damaliger Geschäftsführer des Bundesverbandes der Deutschen Tabakpflanzer in der ehemaligen DDR. Es wurden Verhandlungen geführt, Aufklärung über die Gesetze der

Marktwirtschaft und die Methoden der Verbandsarbeit vermittelt. Dies führte auch zur Gründung zweier Regionalverbände, die in den Bundesverband aufgenommen wurden. Dieses war der erste Fachverband in der ehemaligen DDR, der mit einem Bundesverband fusionierte.

Planungssicherheit und Kosten

Planungssicherheit ist für die Pflanzler der hiesigen Erzeugergemeinschaft unbedingt notwendig. Die gegenwärtige durchschnittliche Betriebsgröße der Tabakpflanzler in der Erzeugergemeinschaft beträgt etwa 3,5 ha. Einzelne Betriebe können eine Größe bis zu 100 ha erreichen.

Der letzte in Stutensee im Stadtteil Friedrichstal übrig gebliebene Pflanzler Peter Füssler baute in den vergangenen Jahren die folgenden Flächen an:

- 1999 5,3 ha
- 2000 3,3 ha
- 2001 4,3 ha
- 2002 4,5 ha

Die Abnahme des getrockneten Tabaks durch die Vertragsfirmen erfolgte über die Wintermonate in der Zeit von November bis Februar. Dabei lieferten die einzelnen Tabakpflanzler ihre Rohware an zentralen, mit den Käuferfirmen vereinbarten Verwiegestellen an. Auch im Januar 2003 ist das an der Verwiegestelle in Büchenau so. Dabei sind folgende Interessen vertreten:

Die Tabakpflanzler, die ihre Ware auf Fahrzeugen zur Wiegestelle in Büchenau, hinter dem Ortschaftsbüro, anfahren, haben zahlreiche Helferinnen und Helfer mitgebracht, damit das Stapeln auf der Waage und der Transport der Ballen zum Lastwagen zügig verlaufen kann.

Die Käufervertreter der Firmen, die aus jeder Einwaage mehrere Proben entnehmen, überprüfen im Freien einzelne Tabakblätter und machen auch Rauchproben. Dabei sind die Fingerspitzen, die Nase und eine Menge Erfahrung im Spiel. Die Käufervertreter geben das Blattgut dann weiter in einen warmen Raum, an den Gutachter oder Bonitier. Dieser sortiert bei jeder Probe alle Blätter nach Qualitätsgesichtspunkten. Das Ergebnis wird gewogen und genau notiert. Jede neue Einwaage wird so behandelt. Durch eine Hochrechnung wird das Gesamtergebnis nach Gewicht und Qualität ermittelt. Dem Bonitier schauen nicht nur die Käufervertreter über die Schulter, sondern auch der

Vertreter der Erzeugergemeinschaft. Dieser achtet darauf, dass alles mit rechten Dingen zugeht.

Ein Argusauge haben auch die beiden Vertreter des Zolls auf die Vorgänge geworfen. Sie sind beim Verwiegen draußen an der Großwaage dabei und notieren die Ergebnisse. Sie nehmen eine eigene Probe, kleinere Büschel von Blättern, die luftdicht eingepackt werden. Aus ihnen werden später in der Zollanstalt der Feuchtigkeitsgehalt und danach die zu zahlende Prämie für den Pflanzeur ermittelt. Der amtliche Wiegemeister steht hinter der Großwaage und ermittelt das Gesamtgewicht jeder Einwaage unter den kontrollierenden Augen des Zollbeamten.

Schließlich ist die gesamte Einwaage im Lastzug des Käufers gestapelt. Die Aufarbeitung des Rohtabaks kann beginnen. Der Preis spielt bei diesem ganzen Vorgang keine Rolle mehr, da er vertraglich im Voraus zwischen Pflanzeur und Käufer geregelt ist. Lediglich die Qualität wird begutachtet.

Die Firma Füßler in Friedrichstal stellt mit diesem letzten Jahr 2002 ihren eigenen Tabakbau ein. Inhaber Füßler will sich mit seinen 65 Jahren in den wohlverdienten Ruhestand begeben. Es hat sich trotz der nicht rosigen Aussichten im EG- Tabakanbau ein junger Friedrichstaler Pflanzeur gefunden, Tobias Schönthal, der den Tabakanbau fortsetzen will. Ohne sein Interesse wäre der Tabakbau in ganz Stutensee beendet, da dann die genehmigte Quote wieder an Brüssel zurückfallen würde.

Am Freitag den 25. Januar 2002, haben sich vor dem Tabaklager, dem „Transit“, oder dem „Magazin“ drei Pflanzeure aus dem Kraichgau eingefunden, aus Großvillar, aus Kraichtal-Landshausen und Helmstadt bei Sinsheim. Die Ernte ihres Haupt- und Oberguts der Sorte Badischer Geudertheimer ist auf mehreren hoch bepackten Anhängern verladen und wird nun von Herrn Füßler, dem Käufer, ganz übernommen, um gleich dort in dem eigenen Tabaklager im Auftrag der Zigarrenfirma Burger-Dannemann (Schweiz, Nordrhein-Westfalen) fermentiert zu werden. Sie wird durch einen Mitarbeiter vertreten, eine freundliche und stattliche Erscheinung in Lederjacke und rotem Pullover, dem man ansieht, dass er in diesem Geschäft viel Erfahrung hat. Er und der Käufer kennen sich offenbar seit vielen Jahren gut. Dies ist auch bedingt durch den „Vertragsanbau“, aber auch durch die guten Kenntnisse, über welche die Firma Füßler in der Naturfermentation verfügt. Man erfährt von ihm, dass er gerade mehrere Monate in Indonesien, auf der Insel Java, als Einkäufer verbracht habe.

Dort herrsche jetzt die Regenzeit. Man sieht es seiner sonnengebräunten Haut an, dass er keine Geschichten erzählt. Er steht hier in Friedrichstal dafür, dass sich das Tabakgeschäft in jeder Zigarette oder Zigarre als weltweites Unterfangen darstellt. Der Käufer führt unten an der Waage, seine aus dem ehemaligen Jugoslawien stammende Frau oben im Tabaklager Regie. Auf einer nostalgischen Waage, die noch mit betagten Gewichten bedient wird, liegt ein großes Brett, auf dem die Pflanzer ihre Ware stapeln. Zwischen 200 und über 300 kg wiegt so eine Einwaage. Drei Vertreter vom Zollamt sind anwesend. Während der eine die Gewichte auf dem Wiegebrettchen verteilt, notiert der andere die Ergebnisse. Ein Dritter nimmt Proben für die Feststellung der Feuchtigkeit, von der die Festsetzung der EU- Prämie abhängt. Wir erfahren, dass seit einiger Zeit wieder die Zollbeamten die Felder inspizieren und stichprobenartig die zu erwartenden Ernteerträge festlegen. Dies sei eine Vorbeugung gegen Steuerbetrug. Herr Füßler raucht Stumpen, dazwischen auch eine Zigarette. Er greift sich ein paar Blätter aus einem der Ballen, hält seinen glühenden Stumpen dagegen und macht so eine Rauchprobe. Auch der freundliche Vertreter der des Erzeugerverbands passt mit auf. Ist das Gewicht laut ausgerufen, werden die Ballen sogleich auf Paletten gepackt. Die Chefin muss einmal intervenieren mit einem „so gehd es net“ (so geht das nicht) und dafür sorgen, dass die Männer die Ballen gleichmäßiger aufstapeln, damit der Fahrstuhl im Lagerhaus nicht stecken bleibt. Denn die Paletten werden mit Hubwagen aus dem Erdgeschoss in den Aufzug gefahren und von dort, entsprechend der Anweisung der Chefin, oben abgestellt. Dort liegen schon große rechteckige Haufen von Blattgut. Ein hinein gestecktes Thermometer zeigt den bisherigen Grad der Erwärmung: 22° gleichmäßig in allen Haufen. Drei Tage wird es dauern, bis der frische Rohtabak in der kommenden Woche ebenfalls zur Fermentation aufgesetzt ist. Doch es wird das letzte Mal sein, dass Peter und Mirjana Füßler ihren Tabak auf- und umsetzen. Sie haben während ihres Lebens einen großen Erfahrungsschatz in Sachen Tabakanbau und Naturfermentation gesammelt.

Die Fermentation des Tabaks

Die eigentliche Fermentation findet in den Lagern der Käuferfirmen oder, wie hier in Friedrichstal, bei einem Vertragspartner statt. In diesem Stadtteil Stutensees stehen heute noch riesige Tabaklager, vor allem in der Nähe des kleinen Bahnhofs, der früher ein wichtiger Umschlagplatz für den Tabak war.



Rohtabak-Fermentationsstapel

Darin wurde noch bis in die 1970er Jahre ein Großteil des deutschen Tabakanbaus fermentiert. Das Tabaklager der Firma Max E. Hornung gleich hinter dem ehemaligen Pfarrhaus in Friedrichstal ist immer noch vorhanden. Die an der Bahnlinie stehenden Lagerhäuser sind zum Teil in Wohnungs- und Geschäftsräume umgebaut. Das direkt an der Eisenbahn stehende Lager der Firma „Borel & Co Rohtabake“ soll einer Straßenerweiterung weichen. Die Scheiben sind zum Teil eingeworfen. An der Bahnlinie befindet sich das Stammhaus der Firma Max E. Hornung mit der Unternehmensvilla. Dahinter steht das große Lagerhaus, in dem 2002 noch der Lagerverwalter Helmut Schweiger nach dem Rechten sah. Die Firma wurde 1860 gegründet und ist damit die älteste tabakverarbeitende Firma Friedrichstals. Bis in den dritten Stock lagert auf den geräumigen Flächen fermentierte Ware aus aller Welt. In vielfacher Höhe sind die international genormten Kartonverpackungen gestapelt. Jede ist mit einem aufgeklebten Zettel versehen, so wie der folgende, dem zu entnehmen ist, dass sich in der Verpackung 180 kg Geudertheimer S/ B (Sandblatt) „M“ aus dem Erntejahr 2000 befindet und dies ein „Product of Germany“ ist.

Diese Tabaklager wurden in der Hardtregion „Transit“ genannt. Im Lager befand sich nur Tabak zum Zwecke der Bearbeitung und Weiterleitung an Hersteller von Tabakwaren unter Zollaufsicht. Der Zugang durch Besitzer und Arbeiter war nur unter ständiger Anwesenheit eines Zollbeamten möglich.



Neuere Transportmethode in Kartons

Doch das Lagerhaus hat auch Nostalgisches aufzuweisen, z.B. gewaltige Holztreppe, das altersgebräunte Holzgebälk, einen riesigen Paternoster-aufzug, einen abgerissenen Trockenofen im Untergeschoss, eine Reinigungsanlage für Gruppen, alte, gewebte Grumpensäcke oder Sackleinen, in das der fermentierte Tabak früher mit großen Nadeln und Garn eingenäht wurde. Schließlich ganz oben, auf dem „Kadzalaaf“ (Katzenlauf, oberstes Giebelgeschoss) eine ausgediente Arbeitsbank mit sechs Holzfüßen. Im Untergeschoss hat das Direktionsbüro immer noch einen Hauch von Unternehmertum, welches der Tabakanbau in Friedrichstal reichlich hervorbrachte. Doch auch in den anderen Stadtteilen hat der Tabakanbau seine Spuren hinterlassen. Es sind nicht nur die endlosen Reihen von Tabaknägeln im alten Gebälk, es sind auch alte Trockenöfen wie in Spöck, die zahlreichen, hoch aufragenden Trockenspeicher und die ehemaligen Tabaklager. In Staffort befindet sich ein kleineres der ehemaligen Firma Therese Heidt in der Blankenlocher Straße, im ehemaligen Gehöft des

Autors in der Weingartnerstraße 40 ein weiteres und am Ortsausgang in Richtung Weingarten das größere Lager der früheren Firma Hecht, das heute mit seinem schönen Gebälk zur katholischen Kirche geworden ist.

Unter der Fermentation des Tabaks ist der Gärungsprozess zu verstehen, der erforderlich ist, um aus dem getrockneten, dachreifen Tabak einen lager- und verbrauchsfähigen Tabak zu erhalten. Der Gärungsvorgang setzt beim Tabak meist von selbst ein, d.h., oft genügt schon allein das Zusammensetzen großer Partien, um die Fermentation in Gang zu bringen. Durch die Fermentation vermindert sich der Nikotingehalt, werden bestimmte Eiweißverbindungen abgebaut, Fermente erzeugt und auch der Gehalt an Kondensatstoffen verringert sich. Dabei bilden sich auch die angenehmen, charakteristischen Aromastoffe, die für die betreffende Tabaksorte typisch sind, und die Blätter nehmen die sortentypische Farbe an. Die ideale Fermentationstemperatur liegt zwischen 50 und 60°C. Sind 60° erreicht wird der Stapel umgeschlagen. Naturgemäß haben die Blätter im Innern des Tabakstapels größere Wärme entwickelt und sind im Fortgang der Fermentation weiter vorangekommen als die Blätter an den Stapelrändern. Beim Umschlag werden dann neue Stapel gebildet, wobei darauf geachtet wird, dass die bisher außen angebrachten Blätter nun nach innen und die inneren nach außen gelangen. 4-5-mal wird im Laufe der Zeit dieser Umschlag gemacht, bis alle Blätter gleichmäßig fermentiert sind. Darüber vergehen durchschnittlich 4-6 Monate. Solange der Rohtabak früher noch in handlichen Büscheln gebündelt war, wurden diese von Hand so umgesetzt, dass die inneren nach außen kamen und umgekehrt. Ein Lagermeister sorgte bei größeren Lagern für die Überwachung. Auch der Zoll führte hier seine Aufsichtsfunktion für den Staat durch. Später wurden die lockeren Blätter mit großen Gabeln in ähnlicher Weise umgeschichtet. Diese Naturfermentation kann man bei der Friedrichstaler Firma Fäßler noch im Jahr 2003 beobachten. Sie ist einzigartig und wird in diesem Jahr enden.

Buchführung in schwerer Zeit

Vor uns liegt ein kleines Schulheft, das die Beschriftung „Geschäftsheft“ trägt. Darin sind zunächst die Betriebsflächen der Therese Heidt in der Blankenlocher Straße in Staffort verzeichnet, und zwar für 1947. Aus der Aufzählung wird deutlich, dass Wiesen und Felder, einschließlich der gepachteten fünf, in 14(!) verschiedenen Gewannen lagen. Einschließlich Hof und Garten kamen 3 ha und 9 Ar zusammen. Der kleinste Acker hatte 4 Ar der größte 19 Ar. An Getreide

wurden Weizen, Roggen (Korn), Gerste, Hafer und Körnermais angebaut. Dazu grüner Futtermais, Dickrüben, Kartoffeln und 20 Ar Tabak und Nachtabak auf sehr kleinen Flächen von 3 × 4 und 3 × 8 Ar. Dazu kamen 6 Ar Topinambur, 6 Ar Mohn, 3 Ar Gelbe Rüben, 3 Ar Raps, 8 Ar Klee und 5 Ar Klee gras. Etwa 100 Ar waren Wiesenland. 1948 wurden 21 Ar Tabak angebaut, 1949 27 Ar und 1950 auf fünf Flächen insgesamt 49 Ar Tabak. Die Betriebsfläche für Tabak wurde also mit der Währungsreform deutlich ausgeweitet.

Am 19., 20. und 21. Juni 1950 wurden für 17 Arbeiter zu einem Stundenlohn von einer Mark insgesamt 650,50 DM abgerechnet. Es handelte sich dabei um Arbeiten im Transit. Am 15. September waren es 221,06 DM, davon 16,44 DM einbehaltene Lohnsteuer. Vom 23. Januar bis 24. Mai 1950 wurden als weitere „Ausgaben für Tabak“ insgesamt 1591,20 DM ausgegeben. Darunter sind Posten wie 107,10 DM für Tabakholen; 13,70 DM an das Hauptzollamt; 93,50 DM für Krankengeld. Die Arbeitszeit im „Transit“ konnte 1950 bis zu täglich 10 Stunden betragen. Im März 1950 wurde im „Transit“ an folgenden Tagen gearbeitet: 6., 11., 17., 20., 24., 27. Das kostete den Lohn von 1.270 DM.

Das entsprach auch der Summe der Arbeitsstunden in der Liste. Vor der Währungsreform wurden 1946 und 1947 pro Stunde 0,80 Reichsmark bezahlt. 1948 1,0 Reichsmark und gleich nach der Währungsreform wieder 0,80 DM. Im Dezember 1949, also ein Jahr nach der Währungsreform hatte der Haushalt Heidt folgende Ausgaben:

Tabelle 6

Aufwandliste der Elise Heidt Staffort 1949

Datum Jahr 1949	Aufwand	Kosten DM
2.12	Kellerfass	13,05
	Benzin	10,00
	Dickrüben	79,00
7.12	Büchsen	52,60
12.12	Stroh	89,00
	Konsum	89,60
	Ackerzins, Bürgersteuer	136,01
	Schlachtfest	40,00
15.12	Kohlen	14,40
21.12	Büchsen	38,70
22.12	Kohlen	42,00

Diese Liste gibt guten Aufschluss darüber, welche Art von Kosten in einem Haushalt zu Beginn der Währungsreform entstanden. „Büchsen“ sind Einmachdosen vor allem für Fleisch- und Wurstkonserven. In anderen Monaten waren es zahlreiche andere Kosten wie die für den Schmied, Kuheisen, Feuerversicherung, Tierarzt, Getreideschrot, Handwerksarbeiten, Schnapsbrennen, Branntweinsteuer, Fruchtmahlen, Kleesamen, eine Kuh, Wiesenpacht, Beizen des Saatgetreides und anderes mehr.

Zu dieser Wirtschaftsstruktur passte der damals wieder deutlich zunehmende Tabakanbau mit starken Elementen der Selbstversorgung. Die eigene Tabakverarbeitung und ein Handwerksgeschäft (Blechnerei) waren zusätzliche, umfangreiche Aufgaben. Für die Tabakverarbeitung wurde das ganze Jahr über Lohnarbeit im „Transit“ bezahlt. Die „Transite“ waren damals eindeutig die größten Arbeitgeber im Dorf. Die Naturfermentation war, wie wir oben sehen konnten, sehr arbeits- und damit kostenintensiv. Im Laufe der vergangenen Jahre setzte sich immer stärker die Maschinenfermentation durch. Das war auch das Ende der kleineren Fermentierbetriebe. Eigentlich ist das maschinelle Verfahren mehr als eine Konditionierung (Haltbarmachung) und Farbfixierung des Tabaks zu betrachten. Diese Fermentationsart wird vor allem bei hellen, heißluftgetrockneten Virgintabaken angewendet. Dieses Verfahren erlangte in den vergangenen Jahren größere wirtschaftliche Bedeutung, da die Stockfermentation sowohl durch die lange Fermentationszeit als auch durch die manuelle Arbeit und den hohen Gewichtsverlust finanziell hohe Aufwendungen erforderte. Wer heute den Arbeiten in der Naturfermentation zuschaut, sieht sofort wie viel Handarbeit dort noch erforderlich ist.

Bis Anfang der 60er Jahre gab es in Deutschland noch eine Menge Firmen, die den Tabak aufkauften, fermentierten und ihn dann an die Fabrikation weiter veräußerten. Bei den Tabakversteigerungen, die bis 1970 stattfanden, anfangs im großen Saal des Heidelberger Schlosses und später in einer großen Versammlungshalle in Plankstadt, waren meistens mehr Käufervertreter als Pflanzervertreter anwesend. Mit dem einsetzenden rasanten Rückgang des Zigarrenverbrauchs in den 60er Jahren hat sich auch die Anzahl der Käuferfirmen sehr stark reduziert. Als Vertragspartner und somit Abnehmer des deutschen

Tabaks traten im Jahr 2000 noch lediglich sechs Firmen auf, die allerdings sehr leistungsfähig und schon lange im Geschäft sind.

Während in der klassischen Landwirtschaft in den letzten Jahrzehnten die Technik unaufhaltsam fortschritt, sind dem Maschineneinsatz im Tabakbau doch Grenzen gesetzt. Dies deshalb, weil die Tabakblätter im grünen Zustand geerntet werden müssen und dabei sehr empfindlich sind. Für die Bodenbearbeitung, das Auspflanzen und die Pflege auf dem Feld haben die Maschinen den Arbeitsaufwand stark verringert. Auch wird schon Jahrzehnte lang mit halbautomatischen und vollautomatischen Erntemaschinen experimentiert, wie wir sie oben beschrieben haben. Der Durchbruch auf diesem Gebiet ist aber bis heute noch nicht geglückt.

Die Tabelle 7 zeigt einen Vergleich des Arbeitsaufwandes für 1 ha Tabak zwischen 1954 und 1975. Tab. 8 verdeutlicht, dass der Arbeitsaufwand bis zum heutigen Datum noch weiter verringert werden konnte. Aus sämtlichen Aufzeichnungen ist zu ersehen, dass die Tabakernte und die Aufbereitung für den Markt die meiste Arbeit verursacht. In Verhandlungen mit den Vertragsfirmen sind die Pflanzervertreter weiterhin bemüht, besonders den Arbeitsaufwand für die Marktaufbereitung (Sortieren) zu reduzieren, was einer Rentabilitätssteigerung des Tabakanbaus gleichkäme. Dies wird in Gesprächen mit den heutigen Pflanzern immer wieder hervorgehoben. Sie sehen darin Möglichkeiten, die Kosten für die Marktaufbereitung zu senken.

Tabelle 7**Arbeitsaufwand im Zeitvergleich der Jahre 1954/55 und 1976/76**

Arbeitsbereich	Stunden / ha	
	1954/55	1975/76
Bestellung	165	11
Düngung	135	15
Pflanzenzucht	122	30
Auspflanzen	295	94
Beregnung	—	9
Pflanzenpflege	390	67
Pflanzenschutz	—	9
Köpfen und Geizen	120	18
Ernte auf dem Feld/Abräumen	975	260
Einfädeln u. Vorsortieren	1.120	147
Trocknung	320	79
Marktaufbereitung	480	534
Sonstiges z.B. Kontrollgänge	30	11
Gesamt	4.062	1.284

Der Tabakhandel in den vier Stadtteilen

In der Tabakbranche herrschte schon immer weltweit ein reger Handel. Dies deshalb, weil ein Qualitätsendprodukt wie Zigarren, Zigaretten oder Rauchtobak nur mit einer Mischung aus Qualitätstabak aus verschiedenen Regionen der Welt hergestellt werden kann. Im Verlaufe der letzten 100 Jahre entstanden auch in den vier Stutenseer Stadtteilen mehr oder weniger große Tabakhandelsfirmen, die sich mit der ersten Bearbeitung (Fermentation) der Tabake beschäftigten. Da diese Arbeit hauptsächlich in die Wintermonate fiel, konnte sich die landwirtschaftlich orientierte Bevölkerung durch ihre Arbeit in den Tabaklagern ein gutes Zubrot verdienen. Die stärkste Entwicklung auf diesem Gebiet war im Stadtteil Friedrichstal zu verzeichnen, wo die Firmen am kräftigsten expandierten. In den 20er und 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts entstanden dort riesige Lagerhallen für die Fermentation und Lagerung der inländischen Rohtabake. Noch in den 50er Jahren wurden im jetzigen Raum Stutensee über

5000 t inländischer Rohtabake von den Firmen eingelagert und fermentiert. Bei einer westdeutschen Gesamternte von rund 25000 t entsprach diese Menge immerhin einem Anteil von rund 20 %.

Tabelle 8

Arbeitsaufwand für 1,0 ha Tabak (Stunden/ha) im Jahr 2000

Arbeitsbereich	Burley	Geudertheimer	Virgin
	Stunden/ ha	Stunden / ha	Stunden / ha
Pflanzenanzucht	22	20	15
Bestellung des Feldes	11	9	7
Düngung	8	6	2
Auspflanzung	85	78	60
Bodenpflege/Unkraut	106	79	56
Pflanzenschutz	11	10	6
Beregnung	4	2	6
Köpfen/Geizen	11	23	35
Ernte	253	249	310
Einnähen	151	76	—
Trocknung	80	60	60
Marktaufbereitung	451	294	135
Abräumen des Feldes	3	2	2
Sonstige Arbeiten	9	9	9
Gesamt	1205	917	703
dt/ha *)	24,0	26,0	39,0
Stunden/dt *)	50,2	35,3	39,1
DM/dt *)	917,—	769,—	1.000,—

*)dt= Dezitonne -frühere Bezeichnung dz= Doppelzentner = gleiches Gewicht

Einen genauen Einblick in die inländischen Anbau- und Absatzverhältnisse zu Beginn der 50er Jahre gab Friedrich Wilhelm Hauck aus Staffort in seiner Dissertation. Die Arbeit beschreibt auf dem Höhepunkt des Tabakanbaus nach dem Krieg den Anbau und den Absatz von Rohtabaken auch in der mittleren Hardt. Deutlich wird, wie in der Nachkriegszeit besonders die kleinen bäuerlichen Betriebe in unseren Stadtteilen von dieser Sonderkultur abhängig waren.

Der Staat und der Tabak

Bereits Anfang des 18. Jahrhunderts, als sich das Rauchen und Schnupfen immer weiterverbreitete, haben fast alle europäischen Staaten zur Aufbesserung ihrer Finanzen Tabaksteuern eingeführt. Das gesamte Tabaksteueraufkommen in Deutschland betrug im Jahr 2000 24 Milliarden DM; aus der deutschen Ernte von etwa 11.000 t Rohtabak konnten Rauchwaren produziert werden, die zum Steueraufkommen 1,2 Milliarden DM beitrugen. Im Vergleich dazu nehmen sich die Einnahmen der Tabakpflanzer aus der Gesamternte mit 85 Millionen DM recht bescheiden aus.

Schon immer hat der Staat mit Argusaugen darüber gewacht, dass kein unversteuertes Rauchwölkchen gen Himmel steigt. Bis in die 70er Jahre konnte man von einer Totalüberwachung sprechen. Die begann schon bei dem Pflanze auf dem Feld. Dieser musste seine mit Tabak bepflanzten Grundstücke anmelden und sie mit Schildern kennzeichnen, auf denen der Name des Pflanzers und die mit Tabak bepflanzte Fläche angegeben werden mussten. Der Tabak gelangte dann in die Fermentationslager, in denen er dauernd unter zollamtlichem Verschluss stand. Bei jeder Arbeit im Lager musste vorher das Zollamt verständigt werden, so dass ständig ein Beobachter des Staates anwesend war. In den vergangenen Jahren hat man dann aus Vereinfachungsgründen die Überwachung auf dem Feld und die Überwachung im Tabaklager durch Zollbeamte abgeschafft. Wie wir bei der Verwiegung im Januar 2003 erfuhren, werden aber auf dem Felde heute auch wieder stichprobenartige Schätzungen vorgenommen, angeblich um dem Steuerbetrug vorzubeugen. Die Erfassung an der Waage ist natürlich geblieben, und der Käufer muss jederzeit bei Kontrollen den Verbleib bzw. Bestand des Tabaks nachweisen können. Die Kontrollen waren auch schon zur Zeit des Markgrafen streng.

Tabak und Werbung

Wir wollen hier nicht auf die Diskussion eingehen, ob Werbung für Tabak richtig oder falsch ist. In öffentlichen Bereichen wurde sie bereits verboten, die Tabakwaren sind allesamt mit einem dicken Vermerk versehen, dass Tabakrauchen die Gesundheit schädigt und dass dies tödliche Folgen haben kann. Dies ist nicht falsch. In den USA wurden deswegen Milliarden an Schadensersatz vor Gerichten erstritten.

Lange Zeit waren Zigarren nicht gekennzeichnet. Ab 1920 wurde die Banderole auf der Verpackung eingeführt, von der der Name und die Qualität abzulesen waren und die ein Ausdruck der langen Hand des Steuernehmers ist. Teure „Cigarren“ wurden seit 1850 mit „Cigarrenringen“ umgeben. Damit begann die Diskussion, ob man den Ring beim Rauchen abnehmen soll oder nicht, woran man dann schließlich den Angeber erkennen konnte, der mit Banderole rauchte und dem man lieber keine Cigarre mehr anbot. Diese Ringe mit ihren ganz besonderen Motiven haben noch heute einen beträchtlichen Sammlerwert.



Präsentationskoffer der Firma La Croix Friedrichstal
im Heimatmuseum Friedrichstal

Bei den in Packungen verkauften Zigaretten war dies klarer. Man erinnert sich an emaillierte Schilder mit der Tabakwerbung und dann an die endlosen Versuche in sämtlichen Medien, die Zigarette oder „Cigarette“ mit Werbesprüchen zu versehen. Sie versprachen Naturreinheit, den Duft der weiten Welt, Abenteuer, kühlen Atem oder was sonst noch alles an Verführerischem zu präsentieren war. Im Prinzip hatte der so Angesprochene davon nichts, es sei denn, er fiel darauf rein und hatte dann nicht nur

beträchtliche Kosten für sein neues Vergnügen, sondern auch noch gesundheitliche Konsequenzen zu ertragen.

Für den Nichtraucher hat das Vorteile, denn er kann sich heute an rauchfreien Bahnhöfen, an No-Smoke-Flügen, an Nichtraucherzimmern im Hotel und rauchlosen Räumen im Restaurant erfreuen. Auch die von Zigarettenrauchern verbreitete öffentliche Unsitte nimmt dadurch etwas ab, nachdem viele Städte dazu übergegangen sind, Strafzettel für weggeworfene Kippen zu verteilen. Man erinnert sich da an die Zeit, als eine weggeworfene Kippe noch Sammlerwert hatte und an den Song:

Babbe gugg, do ligd a Amikibba, heb se uff, sunschd isch a ford.
Papa schau, da liegt eine Amikippe, heb sie auf, sonst ist sie weg.

Zur Zeit der Besatzung hatte diese begehrte Kippe selbst unsere Dialektkundigen zu einem Liedchen angeregt, das sich bald weiterverbreitete.

Es wurden von der Tabakindustrie sehr aufwendige Bilderserien und Kunstbände geschaffen, um die ganze Familie mit Bildersammeln in das Rauchen einzubinden.

Arnold Hauck erinnerte sich, wie ihm auch sein Bruder geholfen hat, die Gutscheine bei rauchenden Kameraden zu sammeln, die er dann nach Dresden einschickte und dafür ein Album mit Bildmaterial erhielt. Manches Päckchen wird gekauft und geraucht worden sein, weil die begehrten Gutscheine nur so zu bekommen waren. Verführten die Schönheitsköniginnen durch ihren Zauber und Sexappeal, warben in den Kunstsammlungen die anspruchsvollen Werke und in der Wehrmachtssammlung Zucht, Ordnung und Stärke unterschwellig für das Tabakrauchen. Zugleich wurde ein Stück NS-Macht und Propaganda vermittelt.

Obgleich die Werbung heute im öffentlichen Raum nicht mehr vorkommt, und von der Abschaffung der Zigarettenautomaten gesprochen wird, hat das Rauchen nicht nur bei den Zigarrenrauchern mit eher anspruchsvoller Ware eine Renaissance erlebt. Auch der Zigarettenkonsum ist gestiegen und leider auch bei der Bevölkerungsgruppe, der es am meisten schadet, bei Kindern und Jugendlichen, Jungen wie Mädchen. Jedenfalls profitiert unser letzter Tabakpflanzer und Fermentierer in Stutensee davon nicht, wohl aber davon, dass es wieder schick ist, eine dicke und gute Zigarre zu rauchen und darin den Tabak der ganzen Welt zu vereinen, auch den aus Friedrichstal.

Gründe für den Rückgang des Tabakanbaus in den Stadtteilen Stutensees

Ein einziger Pflanzler ist in den ehemaligen Tabakbaugemeinden des heutigen Stutensees geblieben. Doch warum haben all die anderen schon früher den Tabakanbau aufgegeben?

Nicht nur der Tabakanbau ist in den Dörfern verschwunden, auch fast die gesamte Viehwirtschaft, sieht man von ein paar Hühnern, Gänsen oder Stallkaninchen ab. Die uralte Wirtschaftsform des landwirtschaftlichen, sich selbst versorgenden Betriebs in unseren Dörfern und daran gekoppelte Handwerksbetriebe wie Wagner, Schreiner, Stellmacher, Hufschmiede oder Metzger wichen urbanen und industriellen Formen der Produktion und Dienstleistung mit ihren spezialisierten Qualitäten. Tab. 9 zeigt den drastischen Rückgang des Tabakbaus besonders ab den 60er Jahren. In Blankenloch war der Rückgang am stärksten. Dort endete er auch zuerst, wie Tab. 10 ausweist. Dies hatte besondere Gründe, die wir hier erläutern werden. Tab. 11 zeigt den prozentualen Anteil der landwirtschaftlichen Betriebe nach drei Größenklassifikationen. Es handelt sich in der Mehrzahl um sehr kleine Nebenerwerbs-, Voll- und Zuerwerbsbetriebe, die für den Tabakbau, aber auch für die Milcherzeugung typisch waren.

Tabelle 9**Veränderungen der Tabakanbauflächen im Bereich der Unteren Karlsruher Hardt in Hektar**

Gemeinde / St- Ortsteil	1880	1937	1960	1964	% Anteil Lw. Nfl.
Graben	48	93	63	45	4
Friedrichstal	74	151	59	32	6
Spöck	78	119	58	31	5
Staffort	39	58	42	31	8
Büchenau	?	49	29	31	8
Blankenloch	36	71	14	4	-
Liedolsheim	33	36	9	3	-
Linkenheim	10	22	10	3	-
Hochstetten	1	15	5	2	-
Rußheim	24	40	4	2	-
Leopoldshafen	9	7	5	-	-
Eggenstein	4	36	6	-	-
Neureut	1	14	-	-	-

Tabelle 10**Veränderung des Tabakanbaus in den Ortsteilen Stutensees in Hektar**

Ortsteil	Jahr	Gemarkungs- Fläche	Landw. Nutzfläche	Tabakanbau	Tabak in % der LN
Blankenloch	1951	1606	690	71	2,8
	1965	1606	670	4	0,6
	1982	1606	642	-	-
Friedrichstal	1951	1036	295	125	42,4
	1965	1036	276	32	11,6
	1982	1036	256	2,1	0,8
	2002	1036	236	4,5	1,9
Spöck	1951	1330	674	110	16,3
	1965	1330	677	26	3,8
	1982	1330	640	3	0,5
Staffort	1951	596	390	50	12,8
	1965	596	390	50	7,8
	1982	596	390	16	4,5

Dem Tabakanbau am nächsten sind noch die Sonderkulturen, die als Spargel, Erdbeeren, Frühkartoffel und hier und da als Heilpflanzen an Bedeutung gewannen. Spargel- und Erdbeeranbau sind ähnlich dem Tabakanbau arbeitsintensiv und müssen, sofern sie nicht einen kleinen Nebenerwerb darstellen, mit Fremdarbeitern bewältigt werden. Die wenigen verbliebenen Landwirte haben die Äcker der Kleinbauern in Pacht genommen und bauen vor allem Getreide und Ölsaaten, in Blankenloch auch Zuckerrüben und Kartoffeln an.

1960 war das Jahr, in dem sich bereits wirksame Umschichtungen von der agrarischen zur urbanen Lebensführung abzeichneten, insbesondere durch beruflich- soziale Veränderungen in den landwirtschaftlichen Voll- und Nebenerwerbsbetrieben. Die Blauschimmelkatastrophe verstärkte dies ebenso wie die Entstehung von Forschungs- und Industriekomplexen in unmittelbarer Nachbarschaft. Zum Teil stellten sich die Betriebe auf neue Sonderkulturen um, wie den Spargel. In Friedrichstal, Spöck und Blankenloch gab es 1961 insgesamt 18 Spargelbauern, davon zehn in Friedrichstal. Zum Vergleich: in Graben und Linkenheim gab es 146 Spargelbauern. In Staffort versuchte man es auch mit der Heilpflanze *Digitalis lanata*, dem wolligen Fingerhut. Dort wird in der Statistik für 1961 kein Spargelanbau erwähnt. Der Grund lag auch darin, dass in Staffort die Milchbetriebe länger Bestand hatten als in den anderen Orten, da sich dafür die landwirtschaftliche Nutzfläche, die zum großen Teil in der Pfinzniederung mit gutem Wiesenland lag, gut eignete. Für die Nebenerwerbsbauern war das Milchgeld immer noch ein ordentliches Zubrot, vielleicht hing diese oder jene Familie auch an ihren „Schdiggen Vieh“ (Stück Vieh), die ihre Vorfahren über Jahrhunderte begleitet hatten.

In den Dörfern verlegten sich die Vollerwerbsbetriebe auf bestimmte Kombinationen wie Tabak und Kartoffeln, Erdbeeren und Spargel oder Tabak und Spargel und andere Kombinationen, um die Arbeitskraft der Gastarbeiter voll zu nutzen. Der in Friedrichstal verbliebene Pflanzler baute bis 2003 Tabak an und ergänzte dieses Geschäft mit dem der Naturfermentation. Die beiden in Büchenau verbliebenen Tabakbauern betrieben beide den Spargelanbau, der eine mehr Tabak als Spargel, der andere mehr Spargel.

Ein ehemaliger Stafforter Tabakpflanzler schildert seine Gründe, aus dem Tabakgeschäft auszuscheiden, so: Er baute vor allem auf Pachtfeldern staatlicher

Liegenschaften 70-80 Ar Tabak an, der im Familienbetrieb erzeugt und verarbeitet wurde. Bereits 1961/ 62 habe der Blauschimmel ihn an dieser Produktionsrichtung zweifeln lassen. Dazu kam die Mechanisierungsspirale, die kostspielig war. Er konnte es sich nicht leisten, eine Einfädel- oder Einnähmaschine zu kaufen, weshalb seine Familie und Helfer bis zuletzt in den Jahren 1970-72 das Blattgut mit der alten Nadelmethode bewältigen mussten. Immer wieder sei ihm seine „Mame“ (eine Dialektbezeichnung für Großmutter oder Mutter) in den Ohren gelegen, er solle doch auch ins „Gschäfd“ (Lohnarbeit) in einem nicht landwirtschaftlichen Betrieb gehen. Doch wo sollte er als ungelernter Arbeiter etwas passendes finden? Ähnlich wie ihm erging es in den Gemeinden vielen der 30er Generation, die gerne ins „Geschäft“ gegangen wären.

Tabelle 11

Verteilung der Betriebsgrößen nach Landwirtschaftlicher Nutzfläche (in %) im Jahr 1961

Gemeinde	Betriebe < 2ha	Betriebe 2-7.5 ha	Betriebe <7,5 ha
Friedrichstal	67%	32%	—
Spöck	61%	39%	—
Büchenau	36%	64%	—
Staffort	33%	63%	4

Zu Beginn der 60er Jahre entstand ganz in der Nähe, im Hardtwald, das deutsche Kernforschungszentrum, in dem immer mehr Handwerker und ungelernete Arbeiter eine Möglichkeit zum Broterwerb fanden. Auch war dies die Zeit des „Wirtschaftswunders“ in der allenthalben Verarbeitungs- und Dienstleistungsbetriebe aus dem Boden wuchsen und Vollbeschäftigung herrschte. So sei der 2. September 1968 auch sein „Glückstag“ gewesen, als der Stafforter Tabakpflanzer im Kernforschungszentrum, beim Bau der Wiederaufbereitungsanlage, zunächst eine Anstellung in einer Kolonne für Spezialreinigungen und dann in einer Werkstatt bekam. Trotzdem stellte er, wie auch andere, den Tabakbau nicht ein, sondern setzte ihn nun auf Nebenerwerbsbasis fort. Jedes Jahr wurde die Anbaufläche etwas reduziert bis zuletzt auf 40 Ar. Das waren immer noch 200.000 zu verarbeitende Tabakblätter. Man habe sich damals, als er diese Entscheidung traf, kaum vorstellen können, wie sich alles ringsherum in Wohlstand verwandeln würde.

Der Pflanzler Schwandner sen. in Büchenau sagt, er sei damals noch nicht zu alt und doch nicht mehr jung genug gewesen, um eine andere Entscheidung als die für den Tabakanbau zu treffen.

Es ist interessant im historischen Zusammenhang des Tabakanbaus festzustellen, dass die Hugenottengemeinde Friedrichstal gleich nach der Kolonisierung den Tabakanbau als die beste Quelle des Kapitalerwerbs ansah, während die Menschen im Hugenottendorf Welsch-Neureut nach einer kurzen Anfangsphase im gleichen Geschäft sich lieber auf die Arbeitsmöglichkeiten verließen, die das nahe Karlsruhe bot. 1960 war Neureut immerhin die bevölkerungsreichste Gemeinde Baden-Württembergs und damit auch ein ausgesprochenes Reservoir für Arbeitskräfte.

Dass sich der Tabakanbau in den einzelnen landwirtschaftlichen Betrieben oft noch mühsam am Leben zu halten versuchte, lag auch daran, dass die Menschen Hypotheken abzubezahlen hatten: Für ihre im Krieg zerstörten Häuser, hygienische Sanierung, Wasser und Kanalisation, Maschinen und Fahrzeuge. Auch für die höhere Ausbildung ihrer Kinder oder gar ein Universitätsstudium wollten die nicht unbescheidenen Kosten getragen sein. Oftmals konnte das nur einem Kind, meist dem ältesten Sohn, ermöglicht werden, wobei die Studierenden meist in der Nähe blieben und daheim wohnten.

Jeder Tabakpflanzler, der im Verlauf der vergangenen Jahrzehnte sein „Tabakgeschäft“ aufgab, sein Vieh verkaufte und die Felder verpachtete, hatte seine eigene und ganz besondere Biografie. Sie bewegte sich in dem sich verändernden sozialen und wirtschaftlichen Kontext im Einzugsbereich von Städten und Gemeinden. Für viele wurde dies als etwas Außerordentliches, ja Wunderbares empfunden, verbunden mit einem nie gekannten Wohlstand und kaum erhoffter Lebensqualität. Auch wenn man die oft grausame und beschwerliche Geschichte der jahrhundertealten Vergangenheit unserer Dörfer nicht unbeachtet lassen will. Dies geschieht in einer Art geschichtlicher Unkenntnis der Menschen, die zum großen Teil von weit her in die Ortschaften Stutensees gezogen sind und erst eine Landschafts- und Bodenverbundenheit mit Stutensee entwickelten.

Tabelle 12**Ertrag und Einnahmen aus dem Tabakanbau im Jahresvergleich**

Gemeinde / ST - Ortsteil	Jahr	Ertrag dt	Preis DM/dt	Einnahmen/ha	Gesamteinnahmen
Blankenloch	1951	1.775	245	6.125	434.875
	1965	93	500	11.625	46.500
	1982	-	-	-	-
	2002	-	-	-	-
Friedrichstal	1951	3.120	260	6.125	811.200
	1965	736	520	11.625	382.720
	1982	57	820	-	46.740
	2002	-	-	-	-
Spöck	1951	2.765	240	6.490	663.614
	1965	601	509	11.960	305.909
	1982	78	820	22.257	63.960
	2002	-	-	-	-
Staffort	1951	1.246	250	6.228	311.400
	1965	644	520	1.960	334.880
	1982	432	820	22.140	354.240
	2002	-	-	-	-

Der letzte Tabakbauer der Stadt gibt auf (Beschreibung der Gespräche von Heiner Joswig aus dem Jahr 2002)

Es war das Alter, das Herrn Füßler und seine Frau bewogen, das mühsame Geschäft des Tabakanbaus und der Naturfermentation im Jahr 2002/2003 zu beenden. Noch im vergangenen Sommer dirigierte Frau Füßler mit energischer Stimme die Erntekolonnen auf dem riesigen Feld an der Bahn und zeigte, wie die großen, blühenden Pflanzen geköpft und ausgegeizt werden. Im Tabaklager führte sie ebenso energisch und umsichtig die Regie.

Er pflanzte 8 ha Burley an. Es war immer Burley. 1964 gab es noch deutsche Frauen, die beim Tabakgeschäft Arbeit suchten. Doch bald gab es Probleme, in Friedrichstal Arbeitskräfte zu finden. So beschäftigte er bis zu 90 % Jugoslawinnen bis zum Anwerbestopp in den Jahren 1976-1978. Unter diesen Gastarbeiterinnen fand er auch seine zweite Frau Mirjana.

Pflanzer Füßler hofft, insgesamt etwa 11.000 kg Rohtabak Burley aus eigener Ernte einzuwiegen. 2002 werden als Prämie von der EU je Kilogramm 1,886006 € bezahlt, dazu als „variable Prämie“ weitere 0,95363 € auf die drei ersten Bonitätsklassen und ein garantierter Preis von 1,17 € durch die Vertragsfirmen. Das ergibt ziemlich genau vier Euro je Kilogramm Rohtabak. Der Erlös in diesen letzten Jahren wäre also etwa 44.000 €. Doch weist Peter Füßler darauf hin, dass der Verkaufswert nach der Verarbeitung im Jahr 2002 je Kilogramm 87 € betrug. 58 € waren Steuern und Abgaben in der einen oder anderen Form. Mit diesem Ergebnis und der Feststellung, den Beruf des Pflanzers und Fermentierers nicht bereut zu haben, werden Peter Füßler und seine Frau in den Ruhestand gehen.

Anmerkung:

Tobias Schönthal aus Friedrichstal übernahm die EU-Tabakförderquote von Peter Füßler für 3 Jahre. Danach wandte er sich vermehrt dem Spargelanbau zu. Dadurch endete der Tabakbau in Stutensee und insbesondere in Friedrichstal mit dem Jahr 2005. Der Anbau von Tabak hatte mehr als 300 Jahre vielen Kleinbauernfamilien Arbeit und Brot gesichert.



Blühendes Burley-Tabakfeld

Die letzten Büchenauer Tabakbauern

Wir haben die Büchenauer Nachbarn im Text mehrmals erwähnt, weil bei ihnen ein Tabakblatt sogar Eingang in das Dorfwappen fand und der Tabakanbau noch bis 2009 betrieben wurde.



Das Wappen von Büchenau mit Tabakblatt

Es folgen zwei Beschreibungen vorbildlicher Büchenauer Tabakanbaubetriebe durch Heiner Joswig aus dem Jahr 2003:

Josef Schwandner 51 Jahre, baute 2002 16 ha Tabak an, davon 1,2 ha Virgin. Er möchte vielleicht auf 20 ha erweitern und freie Kontingente bei der EZB (Erzeugergemeinschaft Baden-Württemberg Tabak EG) dazu kaufen. Der Sonderkulturbetrieb baut neben dem Tabak 2 ha Spargel und 70 ha Getreide an. Die Fruchtfolge für Tabakfelder rotiert im Idealfall alle 3-4 Jahre von Tabak zu Sommergerste zu Winterweizen zu Winterroggen wieder zu Tabak dabei auch Körnermais. Etwa 60 % der Anbaufläche ist Pachtland. Josef Schwandner erzielt pro Hektar 2600-2800 kg Rohtabak.

Bereits sein Großvater begann mit dem Tabakanbau in dem damals üblichen kleinen Umfang von wenigen Ar. 1895 hatte er das Anwesen gekauft. Zum heutigen Familienbetrieb gehört auch die 84 Jahre alte Uroma. Sie hatte bereits von ihrer Mutter gelernt, wie der Tabaksamen vorgekeimt und gesät wurde. Sie war aus dem Schwarzwald gekommen. Auch im Jahre 2003 war es ihre Aufgabe, den Tabaksamen für ein paar noch verbliebene Frühbeete einzuweichen. Der 25 Jahre alte Enkel Michael Schwandner verteilt ihn zehn Tage später mit der Gießkanne und mit viel Geschick auf die vorbereitete Erde. Vier Generationen waren bei dieser Arbeit gleich hinter der ehemaligen Scheune beteiligt.

Sohn Schwandner hat zunächst eine landwirtschaftliche Lehre gemacht und schließt in wenigen Tagen mit dem Landwirtschaftsmeister seine Ausbildung ab.

18 ha Tabak wird Familie Schwandner im Jahr 2003 anbauen. Diesen Bedarf haben sie festgelegt für ihre Quote. Dafür müssen sie etwa 954.000 Pflanzen anziehen und eine zusätzliche Reserve von 10 % für das Ausbessern oder den Frostverlust. Das wären noch einmal rund 10.000 Pflanzen.

Josef Schwandners Frau Jadwiga (Hedwig) kommt aus Polen. Sohn Michael ist mit Miloslava verheiratet, sie kam aus Tschechien. Auch der zweite Tabakpflanzer in Büchenau und Herr Füßler sind mit Frauen aus dem ehemaligen Jugoslawien verheiratet. Welche deutsche Frau wollte schon einen Landwirt heiraten?

Freilich sieht man die ordnende Rolle dieser Frauen in allen drei Betrieben. Hier bei Schwandners ist die Küche, gleich hinter dem Wohnhaus, für die ausländischen Arbeitskräfte gut und praktisch eingerichtet.

Die Schlafmöglichkeiten sind nebenan. Die Uroma zeigt sie mit einigem Stolz und meint, diese Menschen gehören auch zur Familie.

Die Aussaat Anfang März in den beiden Folienhäusern (10 & 16 m²) bewältigt die Familie noch weitgehend allein. Doch für das Pflanzen zwischen dem 2. und 25. Mai werden schon vier Arbeitskräfte zusätzlich benötigt. Während der Erntezeit (5. August bis 1. September) werden 16-17 polnische Frauen und Männer beschäftigt. Zum Sortieren des getrockneten Rohtabaks von Oktober bis Dezember bedarf es noch acht Personen. Ohne diese Menschen wäre der Tabakanbau nicht mehr möglich. Er wäre auch nicht denkbar ohne die besonderen Kenntnisse von Vater und Sohn, die ihr Wissen immer wieder verbessern müssen und auf Überraschungen vorbereitet sind. Schon beim Auspflanzen müssen die Abstände der Pflanzreihen und der Pflanzen normiert sein: 62,5 cm in der Breite und 42 cm in der Länge.

Pflege und Beregnung verlangen viel Wissen und Geschick. Dies gilt auch für die Erntearbeiten und das Trocknen des Rohtabaks. Schon früher dauerte das „Tabakjahr“ fast zwölf Monate. So ist es trotz aller Mechanisierung geblieben.

Mit einiger Hochachtung sieht der Laie zu, wie die ganze Familie damit beschäftigt ist, die Styroporpaletten für die „Schwimmbete“ mit Erde zu stopfen und zu besäen. Die Maschine bestimmt das Tempo. Selbst die Uroma hilft beim Nachlegen einzelner Samen, die die Maschine vergessen hat. Doch völlig erstaunt schaut man zu, wie in einem der Folienhäuser Vater und Sohn die Styroporplatten vorsichtig Reihe für Reihe auf die etwa 10 cm hohe Wasserfläche aufschwimmen lassen, bis die ganze Fläche bedeckt ist. Für nahezu unglaublich hält man den Anblick eines gewöhnlichen Rasenmähers auf einer entsprechenden Konstruktion mit dem die jungen Pflanzen mehrmals gekürzt werden können, damit sie robuster werden. Doch auch in diesem Jahr gab es eine unerfreuliche Überraschung: innerhalb zweier Tage breitete sich auf den Styroporplatten und den Pflanznäpfchen ein dichter Algenbewuchs aus, der einen Teil der Anzucht vernichtete. Eine Lösung für dieses Problem wird man erst im kommenden Jahr gefunden haben.

Norbert Zimmermann übernahm 1999 den Tabakanbau von seinem Vater Alfons Zimmermann in der dritten Generation. Er ist gelernter Automechaniker. Er baut im Familienbetrieb 8 ha Tabak, Sorte Burley, 5 ha Spargel und 30 ha Getreide an. Die Anzucht erfolgt in Frühbeeten nach der klassischen Methode. Während der

Ernte sind zwölf Personen beschäftigt. Das Sortieren bewältigen die Familienmitglieder und Helfer aus Büchenau, insgesamt acht. Das Hauptgeschäft ist der Anbau von Spargel.

Diese beiden Pflanzfamilien sind also die beiden letzten in Büchenau. Sie werden es wohl noch über längere Zeit bleiben, jedenfalls solange die Anbauquoten aus Brüssel und die Nachfolge in der Familie gesichert sind. Das goldene Tabakblatt im Gemeindewappen von Büchenau ist also immer noch am richtigen Platz.

Ergänzung: Nach einer Entscheidung der EU-Kommission im April 2010 wonach mit sofortiger Wirkung die Subventionen luftgetrockneter Tabake beendet wurden, stoppten beide Betriebe die Vorbereitung des weiteren Tabakanbaus. Im weiteren Umfeld sieht man im Jahr 2020 nur noch Tabak in Hausgärten der Umgebung.

Situation des Tabakanbaus 2020 insbesondere in Baden-Württemberg

Walburga Schwär, vom Beratungsdienst Tabakbau Baden-Württemberg e.V., Neuried-Altenheim, hat für das Kuratorium für Technik und Bauwesen in der Landwirtschaft (KTBL) Daten zum Anbau von Tabak zusammengestellt. Die Informationen sind nachfolgend dargestellt und wurden in der 15. Auflage „Faustzahlen für die Landwirtschaft“ veröffentlicht.

Tabak ist eine vor allem in Süddeutschland verbreitete Sonderkultur. Mehr als 50 % der Anbauflächen liegen in Baden-Württemberg und Rheinland-Pfalz. Die Gesamtfläche ist seit Jahrzehnten rückläufig und beträgt 2018 rund 2.000 ha.

Tabakanbau in Deutschland Anbauübersicht Deutschland

Die deutschen Hauptanbaugebiete von Tabak liegen in Baden-Württemberg, Rheinland-Pfalz, Bayern (Franken), Niedersachsen, Brandenburg, Sachsen-Anhalt, Sachsen und Thüringen. Seit 2015 wird in Deutschland ausschließlich Virgintabak (*Nicotiana tabacum*) produziert. Das gesamte Saatgut wird von der Fa. NiCoTa GmbH, Rheinstetten-Forchheim, gezüchtet und vermehrt. Es handelt sich ausschließlich um Hybride. Wesentliche Sorten sind HYV13, HYV28, HYV23, HYV35, HYV27 und Simone. 2016 betrug die Anbaufläche 2.050 ha. Im Mittel wurden 2.900 kg Trockenmasse je Hektar geerntet. Der durchschnittliche Rohertrag lag bei 10.400 Euro je Hektar.

Jungpflanzenanzucht Die Jungpflanzenanzucht findet überwiegend im Float-System (schwimmende Anzucht) in Folienzelten statt. Es werden einfache, mit Silofolie ausgelegte Becken gebaut. Die Wasserhöhe ist ca. 15 cm. Die Größe der Becken ist flexibel, sie variiert auf den Betrieben von 10 bis 350 m². Die Anzucht dauert ca. 2 Monate und beginnt am 1. März. Pro Hektar werden 32.000 Setzlinge benötigt. Das Saatgut ist pilliert. Zur Aussaat in Styroporplatten wird eine kombinierte Stopp- und Sämaschinen verwendet. Die Setzlinge werden vor dem Auspflanzen mehrfach abgemäht. Dadurch erhält man gleichmäßige und kräftige Setzlinge, die bei schlechten Pflanzbedingungen im Folienzelt in Pflanzhöhe gehalten werden können. Während der gesamten Zeit ist ein gutes Klimamanagement für das Wachstum und die Gesundheit der Setzlinge absolut wichtig.

Düngung Grundnährstoffe Die Höhe der mineralischen Düngung richtet sich nach dem Entzug und ist abhängig vom zu erwartenden Ertrag. Bodenuntersuchungen müssen in gesetzlich vorgeschriebenen Abständen durchgeführt werden. Tabellen 1 und 2 geben die üblichen Nährstoffgaben für Phosphor, Kalium und Magnesium sowie den anzustrebenden pH-Wert wieder.

Die übliche Nährstoffmenge beträgt bei P₂O₅ 40-60 Kg/ha, bei K₂O 150-240 Kg/ha und bei MgO 10-40 Kg/ha.

Der bei Tabakanbau übliche Sand- bzw. lehmiger Sandboden sollte einen pH-Wert von 5,8-6,3 aufweisen.

Stickstoffdüngung Im Virginianbau ist die angepasste Stickstoffdüngung die wichtigste qualitätsbildende Maßnahme. Virgin wird künstlich unter Stickstoffmangel gehalten. Überdüngung führt von unerwünschten braunen Qualitäten bis zu nicht erntbaren Beständen. Abhängig von den Standortbedingungen wie Wetter, insbesondere Niederschlagsmenge, Bodenart und Stickstoffnachlieferung sind kulturbegleitend mehrere Stickstoffgaben in Höhe von je 10 kg/ha notwendig. Insgesamt kann die Stickstoffdüngung zwischen 10 und 60 kg/ha liegen. Zu hohe N-Nachlieferung treten bei Böden mit langjähriger organischer Düngung auf. Solche Standorte bereiten in trockenen Jahren Probleme mit zu kräftigen Beständen. Neben der Düngungsgeschichte eines Schlags sind N_{min}-Bodenuntersuchung hilfreich.

Setzlingsanzucht und Pflegemaßnahmen Mit Beginn der Setzlingsanzucht werden die ersten Pflanzenschutzmaßnahmen notwendig. Systemische Pflanzenschutzmittel werden im Float-System über das Wasser eingesetzt. Nicht systemische Pflanzenschutzmittel werden über Kopf mit Pflanzenschutzgeräten ausgebracht. Häufige Krankheiten im Saatbeet sind Stängel- und Wurzelkrankheiten. Es werden wasserlösliche nitratbetonte Anzuchtdünger verwendet.

Fruchtfolge Alle angebauten Sorten sind resistent gegen Fruchtfolgekrankheiten. Im Virginianbau ist es sehr wichtig, dass der Standort keine hohe Stickstoffnachlieferung hat. Deshalb wird Virgin vorzugsweise mehrere Jahre nacheinander auf denselben Schlägen angebaut. Bis zu 3 Jahre Virginianbau hintereinander stellen kein Problem dar. Tabak in Monokultur erhöht den Krankheitsdruck. Aus phytosanitären Gründen ist es nicht empfehlenswert; Tabak nach Kartoffeln und Raps anzubauen. Durchwuchskartoffeln übertragen häufig den Potato-Virus Y (PVY). Durchgewachsener Raps ist schwierig zu bekämpfen. Tabak ist eine für Weißstängeligkeit (*Sclerotinia sclerotiorum*) empfindliche Kultur. Das Auspflanzen beginnt Ende April/Anfang Mai. Es ist ein lockeres und krümeliges Pflanzbeet notwendig. Tabak reagiert sehr sensibel mit Wachstums-depressionen auf Sauerstoffmangel im Wurzelbereich. Tabak wird mit einem Reihenabstand von 75 cm und in der Reihe durchschnittlich mit einem Abstand von 43 cm gepflanzt.

Abhängig von der Erntemethode werden die Schläge wie folgt eingeteilt: bei Handerte ohne Hilfsmaschine: Blöcke von 24 Reihen und Fahrgassen von 3 m Breite, bei Handerte mit halbautomatischen Erntehilfsmaschinen: durchgehende Reihen ohne Fahrgassen, beidseitig ca. 5 Meter breite Vorgewende.

Pflanzenschutz Es werden vor Pflanz- und Nachpflanzherbizide eingesetzt. Gegen Blauschimmel (*Peronospora tabacina*)

Mehrere dem Wachstum angepasste, vorbeugende Pflanzenschutzbehandlungen sind unerlässlich. Die Anzahl ist von der Region und somit dem Krankheitsdruck abhängig. In Süddeutschland sind 3–5, in Norddeutschland 2–3 Behandlungen pro Jahr notwendig.

Gegen Weißstängeligkeit (*Sclerotinia spec.*)

Auf mit Sklerotien belasteten Schlägen sind 2 vorbeugende Pflanzenschutzmaßnahmen notwendig. 1-3-maliges Hacken dient der Luftführung im Boden und unterstützt die Unkrautbekämpfung.

Bestandesführung – Köpfen und Geizen Zur Ertrags- und Qualitäts-stabilisierung ist es wichtig, dass bei der blühenden Tabakpflanze der Blütenkopf entfernt (Köpfen) und das Austreiben von Seitentrieben (Geizen) verhindert wird. Das Köpfen wird überwiegend von Hand durchgeführt. Es stehen auch Maschinen zur Verfügung, die allerdings nur zum Teil das gewünschte Ergebnis liefern. Die jungen Seitentriebe werden mit Pflanzenschutzmitteln bekämpft. Mit der ersten Behandlung werden sie mit einem Kontaktmittel abgebrannt. Im zweiten Schritt wird ein systemischer Geizenhemmer eingesetzt.

Bewässerung Für die Entwicklung eines guten Tabakbestandes ist eine ausreichende Wasserversorgung von entscheidender Bedeutung. Die frisch gepflanzten Setzlinge brauchen zum Anwachsen ausreichend Wasser. Danach verträgt Tabak bis zu 4–6 Wochen Trockenheit. In diesem frühen Wachstumsstadium führt Trockenheit zu einer intensiven Wurzelentwicklung. In der Hauptwachstumszeit muss eine ausreichende Wasserversorgung durch Bewässerung sichergestellt werden. Die Notwendigkeit einer Bewässerung ist vom Standort abhängig. Wichtige Faktoren sind Bodenart und die Niederschlagsmenge von Juni bis August. Zur regelmäßigen Ertragssicherung ist die Möglichkeit der Bewässerung in den meisten Anbaugebieten aufgrund des Klimawandels unentbehrlich geworden.

Ernte und Verarbeitung. Die Ernte des Virgins erfolgt in 4–6 Stufen von 3–5 Blätter je Erntegang. Insgesamt werden pro Pflanze 18 Blätter geerntet. Die Blattanzahl pro Erntedurchgang richtet sich nach dem Reifegrad der Blätter. Je einheitlicher die Erntemasse, desto besser kann die Qualität während der Trocknung werden. In der Virginproduktion ist der Qualitätsfaktor wichtiger als der Ertragsfaktor.

Tabelle 13

Erntestufen im Tabakbau heute - Flue cured = heißluftgetrocknet

Erntestufe	Englische Bezeichnung	Anzahl Blätter
Gruppen	Primings	3
Sandblatt	Lugs	5
Hauptgut	Leaves	6-7
Obergut	Tips	3-4

Die Ernte ist eine reine Handernte. Es können zur Erleichterung der Handernte Erntehilfsmaschinen eingesetzt werden. Die vollautomatische Tabakernte hat sich aus Qualitätsgründen in Deutschland nicht durchgesetzt.

Heißlufttrocknung des Virgintabaks Die Trocknung ist ein 7-tägiger kontrollierter und gesteuerter Prozess, bei dem kontinuierlich der Wassergehalt der Blätter abnimmt und die Trocknungstemperatur ansteigt. Als Energiequelle werden Erdgas, Flüssiggas, Heizöl und vermehrt Fernwärme eingesetzt. Die verkaufsfertig getrockneten Blätter werden nach Qualität in 4 Güteklassen sortiert und verpackt. Die Qualitäts- und Verpackungsrichtlinien werden von der Erzeugergemeinschaft vorgegeben. Der Arbeitszeitbedarf ist hauptsächlich vom Hektarertrag abhängig. Für überdurchschnittliche Erträge sind die intensivsten Pflegemaßnahmen notwendig. Im Mittel sind 370 bis 420 Arbeitskraftstunden einzuplanen.

Tabelle 14**Kaufpreise nach Güteklassen**

Güteklasse	I	II	III	IV
Kaufpreis in %	100	75	45	20

Tabelle 15**Arbeitszeitbedarf für Virgintabak bei hoher Mechanisierungsstufe**

Arbeitsgang	Arbeitszeitbedarf AKH/ha
Anzucht, Setzen, Bodenbearbeitung	40-50
Pflegemaßnahmen, Pflanzenschutz, Bewässerung, Köpfen	30-70
Ernte, Ernteaufbereitung, Trocknen	180
Marktaufbereitung, einschl. Feldernachbearbeiten	120
Summe	370-420

Tabelle 16**Leistungs-Kostenrechnung Virgin (Flue cured = Heißluftgetrocknet)**

Leistungen	Einheit	Wert
Ertrag	dt/ha	25
Marktleistung	€/ha	10.400
Veränderliche Spezialkosten	€/ha	
Jungpflanzen	€/ha	490
Düngung	€/ha	410
Pflanzenschutz	€/ha	600
Sonstiges	€/ha	5400*)
Veränderliche Maschinenkosten	€/ha	400
Zinsansatz Feldinventar	€/ha	200
Veränderliche Kosten insges.	€/ha	7.500
Deckungsbeitrag	€/ha	2.900
Arbeitszeitbedarf	Akh/ha	380

*) inclusive Bewässerung, Trocknungskosten, Saisonarbeitskräfte

Zu guter Letzt: Else Gorenflo aus „Leb-Zeiten“ mit freundlicher Genehmigung

De Duwak

De Duwak war vor langer Zeit
de Broterwerb for d'Bauersleit.
De Duwaksome selwer gmacht,
mit Sachverstend und viel Bedacht.

De Friedrichstaler, Geidemer,
de Burley isch for d'Neidemer.
Un scho beim erste Sunnestrahl
sin se verdickt in Friedrichstal.

Em Säckle wird er vorgekeimt.
Inzwischen hen se längst scho gleimt,
uffgnagelt fertig's Ölpapier.
Un alle Leit sin hinnerfier.

Sie gärdle, säe, jädde, gieße,
bis endlich Duwakspflanze sprieße.

Jetzt hen se alle frohen Mut,
denn Pflanze, die verkaaft mer gud.
In Körb vernäht, viertausend Stick,
Expressgut, un de Korb kommt zrick.

De Duwak kann koi Kält vertrage.
D' Eismänner gehn em an de Krage.
Doch werd ned gward, bis die vorbei:
Mer will doch bei de Erste sei.

Wagst er dann o un werd ned rebbich,
dann sin se alle uff em Deppich:
Hacke, Geize, Köpfe, Dünge.
Grumbel, Sandblatt muss was bringe.

Breche, Binne, voll die Gurde,
Eifädle, alle den se spurde.
Bis grottevoll de Schopf, die Scheier,
Gibt's ned oimol en Dag, en freier.

De Geizeduwak gebt de Rest.
Un isch der fertig, gebt's e Fest.
Spootjohrs, wenn feicht un kalt die Nacht,
wird Duwak abghengt, zammegmacht.

D' Großmudder hinnerm Offerrohr,
die macht scho Schlipf fors nächste Johr.
Un guckt die Sunn zum Fenster rei,
wächt se de Duwaksome ei.

Zahlreiche Exponate zu Tabakanbau und -verarbeitung finden sich im Heimat- und Hugenottenmuseum Friedrichstal.

www.hugenotten-museum-friedrichstal.de

Weitere Informationen finden sich im Internet:

Bundesverband der Tabakpflanzer

<https://www.bundesverband-tabak.de/bundesverband/>

Tabakzüchtung NiCoTa GmbH

<http://nicota.de/de/index.html>

Anbauberatung für Tabak in Baden-Württemberg

<http://www.beratungsdienst-tabakbau.de/index.html>

Wikipedia zu Tabakanbau in Deutschland

https://de.wikipedia.org/wiki/Tabakanbau_in_Deutschland

Stadtwiki Karlsruhe Tabakanbau in Staffort

http://ka.stadtwiki.net/Tabakanbau_in_Staffort

Verwendete und weiterführende Literatur

1. Volkmar von Arnim: Die Welttabakwirtschaft, Kieler Studien 1958
2. August Wilhelm von Babo: Der Tabak und sein Anbau; Nebst. Anhang von Ph. Schwab und F. Hoffacker über die Cultur und Behandlung des Tabaks in Holland, Karlsruhe Herder 1852
3. Badische Tabakmanufaktur Roth-Händle Gmb & Co. Hrs.: Echt deutscher Tabak Lahr 1979
4. Franz A. Bankuti: Tabak in der Kurpfalz; Tabakanbau und Zigarrenindustrie, Verlag Regionalkultur Heidelberg, Ubstadt-Weiher, Basel 2010 ISBN 978-3-89735-668-9
5. Biologische Bundesanstalt für Land- und Forstwirtschaft: 6 Jahre Blauschimmelkrankheit des Tabaks in der Bundesrepublik Deutschland, Berlin 1966
6. Heiko Bellmann: Der neue Kosmos-Insektenführer, Kosmos 1999
7. Heinz Bender: Vergangenheit und Zeitgeschehen: Blankenloch, Büchig und Schloss Stutensee; Hrsg: Gemeinde Stutensee mit Beiträgen von Klaus Demal und Hanspeter Gaal; Originalausgabe 872 Seiten Stutensee 1995
8. Bundesverband Deutscher Tabakpflanzer, Arbeitsaufwand verschiedener Tabaksorten und Anbaujahren verschiedene Jahrgänge zuletzt 2002
9. James J. Clarkson et al.: Phylogenetic relationships in Nicotiana (Solanaceae) inferred from multiple plastid DNA regions. In: Molecular Phylogenetics and Evolution, Band 33, 2004
10. Wolfgang H. Collum: Hugenotten in Baden-Durlach; Landesverein Badische Heimat Freiburg, 54 Jg. Heft 3 1974
11. Gerhard Dietze: Tabak Fachbuch, Dresden 1953
12. Konrad Dussel: Staffort 1110 bis 2010: Streifzüge durch 900 Jahre Geschichte, Verlag Regionalkultur Heidelberg, Ubstadt-Weiher, Basel 2010 ISBN 978-3-89735-622-1

13. Eckart Eich: Solanaceae and Convolvulaceae: Secondary Metabolites Biosynthesis, Chemotaxonomy, Biological and Economic Significance (A Handbook). Springer Verlag, Berlin, Heidelberg, 2008. ISBN 978-3-540-74540-2
14. Otto Engelhardt: Anleitung zur Gewinnung gesunder frühsatzreifer Tabaksetzlinge mit Fruhstorfer Einheitserde, Der Deutschetabakbau Nr. 3-1955
15. Gerhard Freysoldt: Buch vom Rohtabak, Mainz 1950
16. FAO Rom: Statistiken des Anbaus von Ackerfrüchten und dessen transnationalen Handel, Rom 1960-2010
17. Heinz Giraud: Schriftliche Notizen zu Friedrichstal 1937 und Tabakchronik Friedrichstal sowie Anschauungsmaterial und Fotografien
18. Gisbert Glaser: Der Sonderkulturbau zu beiden Seiten des nördlichen Oberrheins zwischen Karlsruhe und Worms. Heidelberger geographische Arbeiten. Heidelberg 1967
19. Else Gorenflo: Leb Zeiten, Sandblätter und weitere Veröffentlichungen, Friedrichstal 2002
20. Artur Hauer: "Das Hardtdorf Spöck", Verlag Chr. Faaß Karlsruhe 1923; Neuauflage 1965 Heimat- und Kulturfreunde Spöck e.V.
21. Arnold Hauck: Duwaggbreche in Stutensee; Stutensee Hefte, Stadt Stutensee 2003
22. Friedrich Wilhelm Hauck: Untersuchungen über die Absatzverhältnisse inländischer Rohtabake und Möglichkeiten zu deren Förderung; Diss. Stuttgart-Hohenheim, 1952/53
23. Derselbe: Die schöne Welt, (Lebensbericht) Staffort 2002
24. Wilhelm Hauck: Staffort - Schloß und Dorf an der steten Furt" (Ortschronik). Gemeinde Stutensee 1993
25. Bernd F. Hauth: "Fuchs und Has in Stutensee", Zur Geschichte der Jagd von 1850 bis heute, Stutensee-Hefte, Heft 5 Oktober 2007, ISBN 978-3-9811869-2-5
26. K.-O. Haustein und D. Groneberg: Tabakabhängigkeit. Springer Verlag, 2008, ISBN 3-540-73308-6,

27. Moritz Hecht: Drei Dörfer der Badischen Hardt, (Hagsfeld, Blankenloch, Friedrichstal); Dissertation Universität Heidelberg, Commissionsverlag Leipzig 1895
28. Hanna Heidt: Erinnerungen an die Vergangenheit; Schwanen Stutensee-Staffort 2003
29. Therese Heidt: Persönliche Aufzeichnungen Staffort 1949
30. Dieter H. Hengst: Die alten Straßen noch ...; Bildband "Alt-Friedrichstal, Hrsg: Heimat- und Hugenottenmuseum Alt Friedrichstal, 2. veränderte Auflage Dezember 2000
31. Heinz Hornung: Tabakchronik von Friedrichstal, Persönliches Manuskript
32. Hubert Hornung: Grundlagen zur Erreichung einheitlicher Qualitäten bei der Ernte luftgetrockneter Tabake, Der Deutsche Tabakbau Nr.12-1958
33. Oskar Hornung: Friedrichstal; Geschichte einer Hugenotten-Gemeinde, zur 250-Jahrfeier / 1949 - 2. erg. Aufl.; Friedrichstal Bürgermeisteramt 1974
34. Günther Hornung und Bertold Gorenflo: Friedrichstal – Meilensteine aus drei Jahrhunderten, Friedrichstal 2009
35. B. Hortmann: 'Der Tabakbau, J.L. Romen'sche Buchhandlung, Emmerich 1855.
36. Armando T. Hunziker: "The Genera of Solanaceae." A.R.G. Gantner Verlag K.G., Ruggell, Liechtenstein 2001, ISBN 3-904144-77-4.
37. Heiner Joswig: "So ebbas". Stutensee-Hefte, Stadt Stutensee 2002; "Als unsere Kirche stehen blieb" Stadt Stutensee 2004
38. Wolfgang Kampe: Chemische Unkrautbekämpfung und Produktionstechnik im Tabakbau, Der Deutsche Tabakbau Nr. 5-1969
39. Richard Kißling: Tabakkunde, Tabakbau und Tabakfabrikation, Berlin 1925
40. Ernst Klapp: "Lehrbuch des Acker- und Pflanzenbaues". Verlag Paul Parey Berlin 1941; 5. Aufl. 1958
41. Otto Konold und Rudolf Württenberger: Landwirtschaftliches Lehrbuch in drei Bänden, 2. Aufl. Eugen Ulmer Stuttgart 1958

42. Sandra Krischel: Blauer Dunst am Rhein; Von Tabak und Zigarren in Baden in Zeitschrift Momente, Landeskunde Baden-Württemberg 2003
43. Johannes Knecht: Das Jahr des jungen Landwirts, ein Lehr- und Handbuch für landwirtschaftliche Berufsschüler und Landwirtschaftslehrlinge, Ulmer Verlag Stuttgart 1956
44. Landesverband baden-württembergischer Tabakpflanzer sowie Bodennutzungserhebung und Archiv der Gemeinde Staffort
45. Lutz Libert: Uckermärker Tabak, Anbau – Handel – Verbreitung. Museum der Stadt Schwedt. Regionalgeschichtliche Beiträge des Museums der Stadt Schwedt Heft 8 / 1987
46. Karl-Hermann Martin: Die Tabakberegung, ein Weg zur Qualitätsverbesserung, Der Deutsche Tabakbau Nr. 9-1976
47. Wilhelm Martin: Handbuch der Landwirtschaft, 4. Aufl. Verlag Eugen Ulmer Stuttgart 1895
48. Meisner: Maßnahmen zur Förderung des Inlandtabakbaus, Karlsruhe 1931
49. Richard G. Olmstead und Lynn Bohs: A Summary of Molecular Systematic Research in Solanaceae: 1982–2006. In: D.M. Spooner et al. (Hrsg.): Solanaceae VI: Genomics Meets Biodiversity, ISHS Acta Horticulturae 745, Juni 2007. ISBN 978-90-6605-427-1
50. Manfred G. Raupp: 'Was der Großvater schon wusste - Gedanken zur Entwicklung der Landwirtschaft in Staffort'; verfasst zum Andenken an Gustav W. Raupp (1905-1985). Eigenverlag, Lörrach und Bürgerbüro Stutensee-Staffort 2005
51. Derselbe: Ortsfamilienbuch Staffort, Herausgeber Stadt Stutensee, Verlag Gesowip Basel 2010, ISBN 978-3-906129-64-8
52. Derselbe: Die Entwicklung des Tabakanbaus in Deutschland unter besonderer Berücksichtigung der Entwicklung in der Gemeinde Staffort. Nürtingen, Stutensee, Nürtingen 1962, Lörrach 2012

53. T. Raupach, Shahab, Baetzing, Hoffmann, Hasenfuss, West, Andreas: Medical students lack basic knowledge about smoking: Findings from two European medical schools. In: Nicotine & Tobacco Research. 2009. PMID 19246446
54. Walter August Scheidle: "Ortssippenbuch Blankenloch - Büchig und dem Stutensee 1672-1920" (= Band 93 der Badischen Ortssippenbücher), Lahr-Dinglingen, Heimat- und Museumsverein Blankenloch-Büchig 2001 ISBN 3-00-008164-X
55. Derselbe: Ortssippenbuch Spöck / Baden 1667-1920' (= Band 124 der Badischen Ortssippenbücher), Lahr-Dinglingen 2008 ISBN 978-3-00-024233-5
56. Karl Schmid: Gefäßversuch über die Ausnutzung von Mehrnährstoffdüngemitteln oder Volldüngern durch die Tabakpflanze, Der Deutsche Tabakbau Nr8-1959
57. Derselbe: Tabakforschung, Sonderheft anlässlich des 25jährigen Bestehens des Instituts, Bundesanstalt für Tabakforschung, Juli 1953
58. Josef-Adolf Schmidt: Neuer Biotyp von Peronospora, Der Deutsche Tabakbau Nr. 24-1972
59. Derselbe: Festschrift 50 Jahre Landesanstalt für Tabakbau und Tabakforschung Forchheim Rheinstetten bei Karlsruhe, Hrsg: Ministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Umwelt Baden-Württemberg 1977
60. Karlheinz Schönherr und Werner Schiller: Echt deutscher Tabak; die Geschichte eines Qualitätsproduktes vom Saatgut bis zur Zigarette, Badische Tabakmanufaktur Lahr 1979
61. Walburga Schwär, Beratungsdienst Tabakbau Baden-Württemberg e.V., Neuried-Altenheim, hat für das KTBL Daten zum Anbau und Wirtschaftlichkeit von Tabak zusammengestellt. Die Daten von 2018 finden sich in der 15. Auflage „Faustzahlen für die Landwirtschaft“ des KTBL Darmstadt.
62. Paul Schweiger und Franz Burkard: Rauchzeichen: Chronik der Tabakforschung in Forchheim von 1927 bis 2006 mit den Außenstellen Donaueschingen, Müllheim, Ladenburg, Rottweil und Sigmaringen / Schweiger; Burkard. - Karlsruhe 2010 ISBN 978-3-00-032355-3

63. Theo Seibert und Günter Hechler: Tabakbau in Deutschland; Neustadt Weinstraße, Landau/Pfalz Pfälzische Verlagsanstalt 1976
64. Statist. Mitteilungen des Großherzogtums Baden Band XVII, Karlsruhe 1900
65. Walter Steiner: Tabaktrocknung in Folienschuppen, Der Deutsche Tabakbau Nr. 4-1972
66. Wilfried Süß: Dokumente und Bilder zu Staffort und seinen Nachbarorten
67. WHO: Statistiken zu Tabak und Tabakkonsum: Tobacco control
68. Georg Urban: Rund um die Kirchtürme der Henhöfergemeinden Spöck und Staffort, Hrsg: Gemeinde Spöck 1968
69. Wikipedia „Tabak“, „Nicotiana tabacum“ unterschiedliche Sprachen.
70. Jacob Wolf: "Der Tabak und die Tabakfabrikate". Leipzig 1912.

Der Verfasser bzw. Überarbeiter Manfred G. Raupp

Geboren und aufgewachsen in Staffort Landkreis Karlsruhe Deutschland. Ausbildung In Landwirtschaft im elterlichen Landwirtschaftsbetrieb mit Berufsschule in Friedrichstal und Graben, zwei Winterpraktika im Fermentationsbetrieb Max E. Hornung Friedrichstal, Fremdlehre auf dem Lamprechtshof bei Karlsruhe-Durlach, Landwirtschaftsschule Augustenberg.

Schulen und Gehilfenprüfung mit Auszeichnung – Als Tabakanbauer vorbereitet. „Die Blauschimmelkatastrophe“ zerstört den Traum als Vollerwerbslandwirt tätig werden zu können, da Zupachtflächen kurzfristig nicht vorhanden waren.

Nach bestandener Aufnahmeprüfung Agrarstudium an der Höheren Landbauschule Nürtingen (heute Hochschule Nürtingen Geislingen) und nach einer Sonderreifepfung Studium der Agrarwissenschaften, Ökonomie und Management in Stuttgart-Hohenheim und Fontainebleau.

Manager und Unternehmer in der Life Science Industrie, registriert als EU-Berater. Verbunden mit zahlreichen Universitäten in Forschung und Lehre. Merke:

Jede Katastrophe, ob beruflich oder privat verlangt Mut und Kreativität der betroffenen Person, bietet aber auch Chancen, die man vorher nicht hatte!